

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

12 (24.3.1935)

Der Führer

AM SONNENTAG

Folge 12 / Jahrgang 1935

Sonntag, 24. März 1935

Ein Elfsäßfrühling

Von Karl Burkert

Und als wir eines Morgens die Augen aufstun, ist der Frühling über uns gekommen; der Frühling, wir wissen nicht wie. Und die Sonntagskirchglöden gehen auf einmal so bunt, so selig übers Städtchen. Die Brunnen auf der Gasse, die Brunnen in den kleinen Höfen singen auf einmal so lind, plaudern so heimatbeglückt. Da wird uns weh ums Herz: In einer Stunde marschiert das Regiment.

Unter den Türen der Quartiere stehen die Soldaten und schnacsen noch einmal mit den Mädchen. Aber nicht halb so lustig wie sonst. Und die Soldaten lehnen an den sonnigwarmen Häuserwänden und Zäunen und schauen ganz hingerissen in das Wunder des wiedergekehrten Lenzes hinein. In das Wunder, das so funkelnd und doch so leise, so keusch auf dem Pflaster liegt.

Wir fühlen uns wie verzaubert. Alles anders, alles schöner denn je: Der Wind duftet, die Sonne flüßert; in den kleinen Vorgärten blüht der Krokus und blühen die süßtrauten Aurikeln. All unser Schweigen ist, all unsere Worte sind von diesen neuen, seltsamen Dingen überwuchert.

Einer klopft mit seiner Wöhnung in der Tasche. Am liebsten möchte er sie auf die Straße werfen vor Freude. Und dann möchte er der schilpende Lenzspatz sein, drüben am breiten Kirchendach. Nur auf drei kurze Tage solch ein verliebter, verrückter Lenzspatz sein, hier hinten im heimatruhigen Städtchen.

Ein anderer rumpelt noch ein paar mal mit dem Kopf zum Fenster von seiner Quartierstube heraus. Solch ein Fenster ist doch köstlich! Vorn im Schützengraben, weit und breit, gibt es das nicht. Es ist so rein, so feiertäglich, so heiter. Schon heute weiß er, wie seine Seele morgen und künftig nach diesem Fenster verlangen wird.

Ein Dritter zieht voll Andacht eine gelbe Primel durchs Knopfloch von seinem zerfundenen Waffentrock. Der ganze Waffentrock lacht. Ein Vierter sitzt am warmen Brunnenrand und beißt nachdenklich in ein weißes Brot.

Und gleich hinter der Gasse führt ein Pfad den steilen Schloßberg hinan. Eine Ruine steht auf dem Berg mit einem zerharteten, uralten Gesicht. Heute ist es, als ob die Ruine ein wenig lächelte.

Der Pfad kriecht zwischen lauter Weinbergen hindurch. Ganz von Licht ist sie jetzt übersponnen, ganz von Wärme durchschauert. Wie leiser Weindunst streicht es durch die Reben. Ein grauliches Steinbild ragt auf der Höhe. Sankt Urban ist's, der gültige Rebenpatron. Ein wenig schief sitzt ihm die Tiara auf dem Kopfe.

Am die Steinfigur liegt der feiernde Bergtrafen herum, liegt hinan bis ans Gemäuer der Burg. Schlichtern fängt er an zu grünen. Und zwischen den zarten Graspitzen des Frühlings junge Blumenbrut: Gänseblümchen und Fingertaut, und dort, o Wunder, ein ganzer Büchel von zärtlichen, blauen Veilchen.

Und das kleine, blondköpfige Elfsäßmädchen, das mit mir den Hügel heraufgestiegen ist, kniet jetzt hin auf den warmen Rasen und pflückt sich den Schoß voll Blüten. Wie Legendenschein liegt es um sie herum, den ganzen Scheitel hat sie voll Sonne.

Jeanne heißt sie: kaum fünfzehn ist sie alt. Sie hat ganz große, sanfte Schulfrauentaugen, und mit denen blickt sie immer so ruhig, so blumenhafte ruhig in die Welt. Schulaufsätze muß sie noch immer machen; gesehite, dumme Schulaufsätze. Ich habe ihr manchmal ein bißchen dabei geholfen. Das war ihr ja schon recht. Und einmal hat sie mich ausgelacht: „Herr Leutnant, das schreiben wir lieber nicht. Das dampft zu sehr nach Pulver.“

Und jetzt kann uns drunten die leidige Schule mit samt der Frau Oberin gestohlen werden. Jetzt haben wir's mit den Veilchen. Zwei Sträußchen hat Jeanne gebunden, ein jedes mit einem lichtblonden Haar.

Eins bekommt Sankt Urban. Mit einem zierlichen Knicks legt sie es auf die Steinbibel, die er in seinen Händen hebt. Dem Heiligen wird auf einmal ganz selig. Ganz jung schaut er plöcklich aus, und jetzt lächelt er leise mit den Augen.

Das andere Sträußchen bekomme ich. Für die Schulaufsätze, die manchmal ein wenig nach Pulver riechen. Ich lege die Veilchen in den Meldeblock.

Und dann sitzen wir noch eine Weile droben am verträumten Burggemäuer, umheimlicht von Rasen und Rebe, zu unseren Füßen das morgentlichte Städtchen. Wie in einer Wiege liegt es in seinem Tal. Und jetzt hat der Frühling ein blaues Band an die Wiege geknüpft, recht ein freudigblaues Bauernband, und nun schautelt er, schautelt er die Wiege.

Wir sitzen wie weggesenkt mit fernem, sehnsüchtigen Augen. In sinnender Verlorenheit. Himmelsluft ist um uns. Die Erde duftet nach Wiedergeburt. Eine zarte, schwanenweiße Wolke schwimmt durch den unendlichen Himmel. In seiner Tiefe glänzt eine Reihe von perlgelben Tagen. Draußen in der Ebene zittert der schüchternen Vorlenz aus mütterlichen Schollenweiten. Wir schauen, wir schweigen, wir sprechen. Ueber ein Weideröschen freuen wir uns, das an einer feuchten Stelle unter dem nahen Haselbusch aufgegangen ist und jetzt seine zierliche Glocke schwingt. Ueber zwei sich jagende Zitronendögel, die golden den Hang hinunterwirbeln. Ueber das zage Morgenwindlein, das hinter uns im Dürrlaub vom Esen kripelt. Und dann horchen wir wieder auf eine Amsel, die irgendwo auf knospenden Zweigen flötet.

Eine halbe Stunde später steht drunten in der Gasse die Kompanie. Den Soldaten stecken Aurikeln am Leibriemen, Aurikeln vor der Brust, Aurikeln am grauen Helm. Die Mädchen stehen um uns herum mit wehen Gedanken. Manch eine krampft ein weißes Tüchlein in der Hand.

„Das Gewehr — über!“
Die Griffe klirren. Die Mädchen fahren sich nach den Augen.

„Mit Gruppen rechts schwenkt — im Gleichschritt — marsch!“

Die braven Soldatenstiefel hauen auf das Pflaster. Es bebent die Mädchen. Die Soldatenstiefel marschieren jetzt über ihr Herz. Noch einmal blicke ich kurz zurück, lege die Hand an den Mützenrand: Leben Sie wohl, kleine Jeanne!

Ich spreche es in Gedanken. Dann fort. Ich habe sie niemals wiedergegesehen.



Deutsche Stoffe!

Nur immer stehen viele etwas mißtrauisch den sogenannten deutschen „Erfab-Stoffen“ gegenüber und vergessen ganz, wieviel Wunderwerke die ganze Welt deutschem Erfindergeist auf den verschiedensten Gebieten verdankt. Daß auch Witra und deutsche Kunstseide solche hochwertige Wunder sind, wirst du, liebe Leserin, aus unserem heutigen Artikel auf Seite 3 erkennen, der die Arbeit in der Textil- und Modeschule Berlin uns allen vor Augen führt.

Aufnahme: Rabel-Argusfoto

REICH IST DIE ERDE . . .

Wieder im März aus der schwärzlichen Erde brechen die gelben Primeln dir auf. Siehe, sie heben mit scheuer Gebärde schon ihre schimmernden Blätter herauf.

Lebt dir das Wunder, wie aus dem feuchtesten Erdreich das Gelbe sich drängend befreit? Reich ist die Erde an Blumen: ihr Leuchten ist uns ein Zeiger der wandelnden Zeit.

Zwischen den Wurzeln der Bäume schon blüht es, wenn auf den Wiesen das Warten noch währt. Spür das Erwachen im Raum des Gemütes, fühl, wie das Leben vom Erigen zehrt. Schon sind die Primeln da, schon Anemonen: Reich ist die Erde. Du sollst sie bewohnen.

Wilhelm Luetjens

Der Tod vergiftet ein Mädchen

Von Hermann Eris Busse

In der bösen Zeit, da die Pest im Lande wüthete und die wilden Soldaten und entlaufenen Bauern des Hungers gestorben oder der Seuche zum Opfer gefallen waren oder sonst einem graufigen Uebel, fiel der Winter mit unendlichem Schnee über die oberrheinische Landschaft und deckte die unbefestigten Felder, die verrotteten Matten, die verfallenen Wälder barmherzig zu. Und sank nieder auf die Dörfer, in denen kein Kamin rauchte und keine Kuh im Stall brüllte und kein Spinnrad mehr in der Stube jurrte und kein Rindlein mehr in bunter Wiege schlief. Und deckte die Städte in, deren Mauern zerfallen waren, benannt von Schweden und Kaiserlichen, in denen die Kirchen ausgebrannt waren und entweiht durch entmenschte Forden führerloser Söldner. Kaum ein Fenster sah Licht in die Nacht, in die weiße Nacht voller Schnee und Mondlicht und Sternschein. Und der Schnee deckte die Gottesäcker, wo die Festscheiben nur lose verharzt worden waren von entsehten letzten Verwandten oder entgeisterter frommen Mönchen, ohne Kränze, ohne Kreuze und ohne Särge...

Und da war auch eine kleine Stadt am Oberrhein zu Füßen einer bräunlichen Burg, in der die Pest so wild gewüthet hatte, daß sich kein Mensch mehr auf die Gasse wagte. In den Stuben beteten die Bürger ängstlich und schloffen sich ab voneinander und saßen bei vollen Kammern, die sie nach ängstlicher Bürger Art erbaulich hatten trotz armerlicher Zeit, und die Speisen verportet und verschimmelt; denn der Eifer wurden es immer weniger. Zuletzt, als der Herbst dahin war, sah, daß verumtelt auch das Sterbegeldlein, und es war niemand mehr da, der die alte Frau Bürgermeisterin hinaustrug aus dem großen Haus „Zum guldin Stauff“ in der alten freien Burgstadt ob dem Rhein.

Da rannte die junge Eva, die angenommene Tochter der hinfüheren Frau, von Haus zu Haus mit zitternden Knien, denn sie hatte seit Monaten kaum die freie Luft geschmeckt, nur Atemzüge jeden Tag beim Wasserhaken vor dem Haus. Dabei hatte sie angstvoll an den Häusern um den Platz die Fenster gestreift, und jeden Tag war ein Gesicht weniger hinter den dicht geschlossenen Scheiben erschienen. Und eines Morgens keines mehr. Und Tag und Tag keines mehr. Die alte Frau Bürgermeisterin aber, neunundneunzig Jahre alt, strich alle Fenster gegen den Platz hin mit schwarzem Pech aus Ruß und Leinöl zu, um den Tod glauben zu machen, es lebe niemand mehr im Hause; denn sie hing am Leben wie ein Junges und wollte zum hundertsten Male den Frühling erleben, die Osterlilie blühen lassen im Garten an der Mauer, die Tulipen, den Frauenstüb. Die junge Eva durfte, nur nachts, das Wasser holen in der Gießkanne; denn da ging der Tod nicht um, und der reinen Magd tat kein Gesicht etwas auf. Aber eines Morgens wurden die dünnen, schlaffen Lippen der sähen Greisin blau, und sie starb im Augenblick dahin.

Die Eva lief nun vor die Häuser alle, klopfte an jeder Thür, um Jesu willen, melde sich doch jemand, ist denn alles tot? Sie drückte auf die Thüren, und keine Thür war abgeschlossen, und aus jedem Flur erdrach sich häßliche Luft. Da kloß das Mädchen entseht in die nächste Gasse und merkte endlich, daß niemand mehr im ganzen Stadtban am Leben war. Auch die Mönche hatten die Stadt verlassen. Eva und die alte Frau vergessen. Auch kein Tier mehr, nicht einmal mehr Kose und Hund lebten.

Da taumelte Eva in ihr Haus zurück. Sie begrub allein mit Naal die Tote, und ihre Sinne verwirrten sich.

Sie vergaß alles, wie es war und was war und vergaß nur eines nicht: am Leben zu bleiben.

Sie hielt das Haus in Ordnung und aß von dem Mehl und Del und den Aepfeln und den getrockneten Pflaumen und dem Honig, was sie in den Vorratskammern fand, und wartete. Worauf sie wartete, wußte sie nicht. Sie trug die Haasintzen aus dem Keller, daß sie zur Blüte kommen konnten, und sie blühten wie noch nie all die Jahre her. Das ganze Haus war erfüllt von ihrem starken, bitterlichen Duft. Und sie nähte sich ein blaues Kleid mit goldenen Borten und trug es, wenn die Sonne schien und endlich den tiefen Schnee von der Erde löste.

Nun auf einmal wurde es Eva bang im weiten Haus, wo sie sich bisher so geborgen gefühlt hatte. Das Herrgottsferden, das ganz vertraut wie ein freundliche Seele ihr bei den stillen Mahlzeiten Gesellschaft geleistet, und mit dem sie sich unterhalten hatte, um das Sprechen nicht zu verlieren, das war durch ein offenes Fenster in die Sonne hinausgeflogen. Nun küßte sie mit den Haasintzen, ja, sie lang zuweilen ein wenig; denn draußen regten sich die Knospen schon, und einige Vögel hüpfen im Geäst der Obstbäume herum und verlusten zu trillern.

Unterlags war Eva fröhlich, aber dann nachts, da machte das Haus auf einmal so merkwürdig. Es knarrte und stöhnte in den Gefaden und bewegte sich wie ein Träumer im Schlaf. Da bekam Eva Angst. Ueber die Dielen ging es wie mit schleichenden Füßen, über die Stiegen trat es wie ohne Schuh. Obgleich sie eines Tages merkte, als die Dielen wieder so knarrten wie unter weichen, lautlosem Fuße, daß es das Frühjahr im Holze war, daß sich regte, denn das Holz bleibt ja lebendig, es wächst und schwindet noch im Alter, obgleich sie wieder klar zu denken verstand, verließ sie dennoch nachts die Vernunft und machte der Furcht die Thüre auf.

Eines Abends, als Eva draußen im Garten die Beete aufgelockert hatte, dachte sie bei sich: Wann mag wohl Diern sein? Es muß doch bald sein? Sie hatte vergessen, sich die Tage zu merken. — Da — wie eine Antwort von Gott, wehte ein großmächtiges Glodengeläute an ihr Ohr. Sie prüfte, woher der Wind kam, ob es die Glocken des Münsters zu Freiburg oder die des Münsters zu Basel hätten sein können. Und der Wind strich warm von Südwesten her, da war es Basel, das so festlich in den Abend läutete. Und Eva wußte, es läutete jetzt Auferstehung über Land und fand still, bis der letzte Schall verweht war.

Dann kam über sie eine heitere Unruhe mit Herz-Klopfen und stinken Gedanken. Sie ging in die Küche, machte heißes Wasser, warf Holzstücke hinein und jott sie. Und mit dem schwarzen und wusch sie die schwarzen, flebrigen Scheiben blank nach der Straße zu und war mit ihrer Arbeit fertig, als die Nacht drüben überm Rhein die helle, goldene Lute schloß, die an klaren Abenden bis zuletzt den Blick in die burgundische Pforte offen ließ, durch die, wie die Greisin noch kurz vor ihrem Tod gesagt hatte, die Pest hereingekommen war, wie alles Böse über Deutschland durch diese Pforte kam und ging und kommen mußte und gehen bis in den jüngsten Tag hinaus. Sie war etwas wirr gewesen zuletzt, die Neunundneunzigjährige. Was, dachte Eva, durch diese goldene Pforte? Aber jetzt verhing sie die Nacht mit silbergrauem Schleier.

Ein einziges, warmes, junges Herz klopfte in den

Osternmorgen hinein in der entsehten Stadt am burg-gekrönten Hang.

Der Südwind hauchte die Blüten der Kirichen und der Weiden, der milden Zinft und der glühenden Tulipanen im Garten aus den Knospen über Nacht. Da löste sich aus dem Schatten das letzte Eis vom Quellbach und der letzte Schnee am Waldrand. Der Himmel wurde blank, daß die Bläue über dem Lande rauschte vor Tiefe.

Der Wanderbursche, der die Höfe herabschritt mit braunem Gesicht unter blondem Haar, kam aus Italien weit hergezogen. Als er den tiefen Rauch von Bläue am Himmel sah, mußte er denken: Bin ich denn daheim in Deutschland? Der Himmel ist wie in Italien.

Der Mann war durstig und hungrig und auch wandermüde. Wenig hatte er gegessen und wenig geoffen. Mit dem Launwind stieg er in die Heimat einzuziehen, die langensüchtige. Aus der Burgquelle hatte er den kalten Frühtrunk getan aus seinem silbernen Becher mit goldenem Grund; denn er war keines Zeichens ein Goldschmied und kam aus Verona, woselbst er bei einem deutschen Meister in Dienst gestanden. Und lange Jahre vernahm er nichts Gewisses aus der Heimat. Er schritt nun im Osternmorgen von der Burg herab, eine Narzisse wiegte sich am Hut, und vor lauter Freude sah er nicht, daß kein Rauch aus den Kaminen kam und merkte nicht, daß keine Glocke läutete und sah nicht, wie menschenleer die Gassen waren, und daß niemand durch die Flur ging und niemand aus einem Nachbarort unterwegs war in das Kirchspiel, kein Wagen und kein Ros, kein Bauer und keine Herrin.

Und dennoch wollte sich ihm plötzlich die Welt verschleiern; denn er gedachte des furchtbaren Geschehens, das über Deutschland gewaltet hatte wie die sieben Todlinden siebenzigfach vergrößert. Und er sah auch von der Höhe herab den Strom in breitem Glanze liegen und vernahm sein Rauschen; denn der war stark und wild zur Zeit der Schneeschmelze. Aber er sah auch ein Dorf mit ausgebrannten Dächern und zertrümmerten Kirchturn.

Dreißig Jahre Krieg! Als er vierzehn Jahre alt war, hatte der Krieg schon vierzehn Jahre gewüthet, bald da, bald dort. Nun schier dreißig Jahre alt kehrte der Goldschmied heim nach fünfzehn Jahren Fremde, und der Krieg hatte sich selber wohl jetzt aufgefressen.

Vitus Adam betrat nunmehr die Stadt, und über ihm zogen große Vögel hin, eine große Schar schreiender Vögel mit weißen Flügeln, Kraniche oder Reiher oder Störche. Sie waren so hoch im Blau, er sah nicht, was es für Heimkehrer waren. Er betrat die stille Stadt, und als er den ersten Schritt auf ihr Pflaster tat, umhing ihn föhlig die Stille schwer und grauenvoll. Der Schweiß brach ihm aus auf der Stirn. Er nahm kein blaumantenes, italienisches Barret vom Kopf und sah, die Narzisse, vorhin noch die Frische selber, hing traurig verwehlt am gestrichelten Stengel. Es läutete keine Glocke, es fanden keine Blumen vor den Fenstern, die Gärten waren verwildert und wogelos, alle Thüren geschlossen, alle Fenster blind, die Häuser alle stumm. Kein Schritt außer dem seinen fiel in den Gassen, keine Kage turnte mit Jungen auf den Staffeln, kein Hund lag in der Sonne. Es gaderte kein Hund und wieserte kein Ros, und nirgends ein Kinderläuten, nirgends Mägdchen auf Pferden für den Gerlanf, nirgends Mägdchen mit hellen Stimmen. Kein Mensch weit und breit und keine Seele.

Memannische Treue / Von Efriede Vogel

In der Burg zu Freiburg steht Verthold, seit sechs Wochen Herzog von Jähring und Burgund, am Fenster und schaut hinab auf die junge Stadt, die Schöpfung seines Vaters. Drüben, auf der anderen Seite des Tals, liegt der Schönbürg. Seinen Abhang decken noch einzelne Schneeflecken. Ein Wunder, daß sie im Frühling nicht auch weggetan. In des Berges Tiefe sieht Frau Venus, die Herrliche, und bisweilen — so sagen die Leute — locht sie einen fahrenden Ritter in ihr unterirdisches Schloß, draus keiner mehr das Licht des Tages sah. Um teuflicher Luft willen gibt der also Verführte die Sonne des irdischen und die Seligkeit des ewigen Lebens dahin.

Das Dach des Kirchleins, in dem vor sechs Jahren der große Bernhard von Clairvaux zum Zug ins Heilige Land aufrief, und die Giebel der darumschwebenden Dächer glänzen vor Rässe aus dem Dunkel des Moosmaltes. Der erstreckt sich vom Fuße der Berge bis weit in die Ebene, eine dunkle Dede. Von seinen Bäumen ist jede Spur weiß verschwunden, kein Boden mag jetzt grünlich sein, zumal die Drefam, angeblowen durch die Schneeschmelze im Schwarzwald, stellenweise über die Wier ihres vielverästelten Bettes zu treten pflegt. Am Himmel jagen Wolkenecken über Berge und Stadt. Nur gegen Breislag zu blüht ein Stück goldfarbenen Himmels aus all dem Grau. Bald wird auch dieses Leuchten verfließen. Irigendwo im Wald singt eine Amsel in den schneidenden Tag. Keine Stimme antwortet, nur der Föhn pfeift und heult um den Schloßberg. Es ist noch zu früh im Jahr, um den Venz zu begrüssen. Noch kann Eis und Schnee kommen. Der junge Herzog blickt nach dem hellen Himmelstück im Westen. Dort hin führt der Weg nach Burgund. In Burgund aber erwünscht ihm die Braut, und hochfliegende Erwartungen rühten sich auf dieses Land in der äußersten Ecke des deutschen Reiches.

Burgund und Braut sind für ihn die Vermächtnisse zweier Toten. Sein Vater Konrad hat ihm den Namen eines „Herzogs von Burgund“ hinterlassen, als er am 8. Januar — man schreibt das Jahr 1152 — inmitten einer stattlichen Versammlung deutscher Fürsten und Ritter, in Gegenwart des deutschen Königs, jäh verstarb. König Konrad aber, der dem Jähringer gleichen

Namens die Ehre erwieb, seine Leiche mit großem Gefolge hinauf nach St. Peter, der Ruhestätte der Herzöge, zu geleiten, hat den Sohn in allen seinen Titeln und Rechten bestätigt. Ein zweiter Vater war er dem jungen Herzog, als dieser bestürzt und fassunglos an der Wärdie des jäh aus dem Leben Gerufenen stand. Vielleicht trieb es den greisen König, dem Jähringerhaufe besondere Gnade zu erweisen, nachdem er es längere Zeit befohlet hatte? Erst zur Jahresende hatte sich Konrad, der König, mit Konrad, dem Herzog, ausgesöhnt. Und das war gut so. Jetzt sind beide tot, der alte Stauer und der alte Jähringer. Heute hat ein eilender Bote die Nachricht gebracht, daß Konrad III. in Bamberg gestorben war, einen Monat später als der andere Konrad. Auf der Winterreise von Konstanz hinauf nach St. Peter hatte er wohl den Keim zur Krankheit empfangen. Diese Reife aber geschah zu Ehren des alten Jähringers. Wie sollte der junge nicht dankbar und mit Nahrung des königlichen Feten gedenken? Dem Stauerhaufe glaubt er sich dadurch für immer verpflichtet. Was würde er vermögen, wie eine Zeitlang sein Vater, gegen einen deutschen König zu sein, solange jener ein Stauer war. Wenn aber dem Ueberbringer der Todesnachricht geglaubt werden kann, wird wieder ein Stauer die deutsche Krone tragen. Es heißt, daß der herbende Konrad die Zeichen der königlichen Würde in die Hände seines Neffen Friedrich, den das Volk den Notbar nennt, gelegt habe. Ihm aber soll des Jähringers Treue gelten, da er sie dem alten König nicht mehr erweisen kann.

Mit der Braut hatte es seine eigene Verwandnis. Da bekanden geheime mündliche Vereinbarungen zwischen Konrad von Jähring, dem König Lothar einst Burgund erbrechtlicher Beziehungen wegen hatte einzeln lassen, und Graf Rainald, dem Burgund durch den Supplinburger abgeproben worden war. Außerlich hatte sich durch den Schiedspruch in Burgund nichts geändert. Konrad ließ den Grafen in seinen bisherigen Rechten ungeschmälert. Durch eine Ehe Vertholds mit Rainalds Tochter Beatrix sollte die Angelegenheit friedlich zu Ende kommen. Diese Abmachung hatte König Konrad in gewissem Sinne bestätigt. Wohl hatte er weder schriftlich noch mündlich sein Einverständnis aus-

gesprochen. Andeutungen des alten Jähringers über die Erbin von Burgund hatten jedoch keinen Widerspruch erfahren. Ob es dem Stauer nicht von Bedeutung war, wer Beatrix heimführte? Ob er des Jähringers weit-schauende Absichten erkannte, die kein geringeres Ziel hatten als die Aufrichtung eines Memmannreiches im Südwesten Deutschlands, wodurch diese äußerste, stets von Westen bedrohte Grenzmark ein hartes Bollwerk gegen das vordringende Romanentum gewesen wäre? Ging doch die Sprachgrenze durch Burgund, dessen westlichster Rand bereits welsch war. Vielleicht hätte der alte König den gewaltigen Plänen des Jähringers nicht zugestimmt, wenn sein eigener Sohn für eine Ehe mit Beatrix in Betracht gekommen wäre. Aber der war noch ein Kind. Und der Notbar war bereits vermählt mit Adelheid, in deren Adern auch jähringisches Blut floß. Wohl konnte dem Stauerhaufe in fünfzig Jahren Gefahr drohen, war erst der Jähringer im Besitz des riesigen Gebietes, das vom Mitteländischen Meer bis zur Doo, von der Rhône und Saône im Westen bis zur Neuß in den Höhen des Schwarzwaldes im Osten gereicht hätte, wäre es erst in einer Hand vereinigt gewesen. Aber die Jähringer waren kein anfrühreischer Stamm, wenn auch Konrad in den letzten Jahren wider den König gewesen war.

Verthold freut sich des doppelten Erbes. Das Memmannreich erstreckt vor seinem Geiste. „Herzog von Burgund“ sollte ihm kein leerer Titel sein wie seinem Vater. Der Name sollte Wahrheit werden! Und es sollte von ihm einst heißen, daß er die Südwestmark zum Segen und Heil des deutschen Reiches beherrscht habe. Er reht sich am Fenster und breitet die Arme aus: Burgund und Beatrix sind sein, und er ist fünfundsiebenzig Jahre alt! Herrlich liegt die Zukunft vor ihm. Was kommen, was will!

Vier Wochen später reitet der junge Herzog in Frankfurt ein, um mit den übrigen deutschen Fürsten den Notbar zum König zu führen. Der Neffe Konrads scheint dem Jähringer gewogen und bestätigt ihn als Herzog von Burgund. Ja, noch mehr als das! Er will mit königlichem Nachspruch die burgundische Angelegenheit regeln, den aufrührerischen Grafen Wilhelm von Wacon, den Bruder des Grafen Rainald, dem Reich und dem Jähringer beugen. Der Machtberühmte Verthold soll sich hinunterbeugen bis zum Mitteländischen Meer. Ueber des jungen Herzogs Gesicht liegt solches Aufsehen:

Vitus Adam rieb sich die Augen, ja er kniff sich in die Wangen, ob er alle Sinne beisammen habe. Doch es half nichts. Er eilte durch die Stadt und verhielt herzklopfend zuweilen die Schritte, pochte an die Thüren und drückte auf die Klüfen. Niemand rief Willkommen. Aus den Gassen flutete nur kellerfalter und totensüchtiger Geruch. Raich warf er die Thüren wieder ins Schloß, daß die Gänge dröhnten. Und er kam an den Brunnen vor dem Haus des Bürgermeisters, genannt „Zum guldin Stauff“. Da feste er sich mit weichen Knien nieder.

Eine Stadt mit toten Häusern, eine ganze Stadt ohne Menschen? Das Grauen schüttelte ihn. Hatte Gott diese Stadt vergessen im langen Winter? Hatte der Frühling diese Stadt vergessen? Und nur der Tod beherrschte sie? Ach nein, der blieb ja nicht, wo keine Opfer waren. Diese Stadt war so gut wie ohne Leben, auch ohne Tod.

Er sah sich und sah sich um. Die Lippen waren ihm verdorrt, aber das Brunnenwasser leckte ihn, und er neigte sich über das Becken und sah hinein. Da fiel ihm die Narzisse vom Hut und schwamm im Wasser. Er ließ sie dort, träumte eine Weile in Schwermut und Gram und fuhr dann doch wieder auf; denn Wunderfischaffen schreiender Zugvögel überflogen die stumme Stadt und weckten den Bergewanderten aus der tiefen Versunkenheit. Da fiel sein Blick wieder auf die Narzisse im Brunnenbecken. Sie war schon wieder frisch und fest und frühlingsrein. Er hob sie aus dem Wasser, legte sie auf den Brunnenrand und schritt von dannen. Er wollte auf den Gottesacker gehen und sehen, ob die Eltern dort gebettet seien.

Mittlerweile hatte sich Eva im Hause drinnen das blaue Kleid hervorgeholt und sich fein dazu gestrichelt. Und hatte, als die Sonne schien, alle Fenster nach dem Flase zu aufgetan und ging nun hinaus um am Brunnen Wasser zu schöpfen. Gleich wie sie aus dem Hause trat, sah sie die Blume auf dem Brunnenrand liegen, die Narzisse. Ihr stockte das Herz. Wer hatte dieses Zeichen dort hingelegt? Denn als Zeichen sah sie die Blüte an.

Mit scheuen Füßen, angstvoll sich umsehend, scharf lauschend auf Schritte in der Gasse, trat sie zum Brunnen und sah die Blume an. Sie war echt, kein Spuk und kein Zauber. Sie nahm sie heilig auf als schleie sie und war doch von Glück durchflutet.

Ein Mensch war dagewesen, der Frühling selber? Nein, ein Mensch. Da sahen große Erdrisse wie von schweren Schuhen im weichen, seudsten Erdreich um den Brunnen. Und sich, da stand ja auf dem Brunnenrand ein Becher, ein silberner Becher, innen aus Gold. Sie sah sie leise, fast schalfhaft. Den würde er misßen, der Fremde, und wiedererleben.

Eva stellte den Becher auf den Brunnenrand zurück, eilte mit der Narzisse ins Haus und begab sich hinter ein Fenster auf die Lauer. Was's ein rechter Mann, kein verirrter Räuber oder Schweb, dann würde sie ihn anrufen. Oh, ihr wurde schwindlig! Ein Mensch würde zu ihr reden und sie zu ihm. Wenn sie das nur ausshiel vor Freude und Antrengung, lieber Gott.

Das Grab der Eltern fand der Wanderer indessen nicht. Es waren viele Gräber da, schlaufragig aufgeworfene Hügel. Da wußte er, die Pest hatte die Häuser aufgefressen mit ihrer Fieberglatz. Ihn dürstete vor heftigem Hunger und schwebendem Grauen, und ihm fiel plötzlich ein, daß er am Brunnen auf der Narzisse den Becher hatte stehen lassen. Ja, lachte er, so gut er aus der aus-gebrannten Kesse lachen konnte, den nimmt mir niemand weg. Hier ist ja alles tot, die Liebe und die Stände, der Diebstahl und die Not. Selbst der Tod ist hier tot.

Vitus Adam kam an den Brunnen zurück und fand den Becher. Aber er stand nicht mehr auf dem Brunnenrand zu Füßen der Muttergottes, sondern auf dem Brunnenrand. Wie ging das zu? Und neben dem Becher, da hatte doch die Narzisse gelegen? Da war noch ein dunkler, nasser Streifen, da lag vorhin doch noch die Blume? Er sah sich um, er wandte sein Gesicht dem Haus „Zum guldin Stauff“ zu und hörte erst ein leises Lachen, dann ein Aufen — Du?

Und dann kloß das Fenster auf, ein helles Mädchen im blauen Kleid mit goldener Borte am Hals beugte sich hinaus und winkte ihm: Komm herein, komm herein!

Wie verzaubert trat er ins Haus hinein. Und in doch nicht modrig, das duftete nach Haasintzen, und in die Gänge und Stuben flutete das Sonnenlicht.

So fanden sich Eva und Vitus Adam und waren wie die ersten Menschen im Frühling und gründeten der toten Stadt ein neues Geschlecht.

(Fortsetzung folgt)

Deutsche Stoffe

Einheimische Naturfasern und künstliche Erzeugnisse.
Die Textilindustrie auf dem Wege der Selbstversorgung.

Von Richard Schulz,
Vorsitzender des Vereins für Deutsches Kunstgewerbe

Um unserer Finanzwirtschaft das Ausbringen von Devisen zum Ankauf von ungeheuren Mengen aus dem Ausland eingeführter Naturfasern zu ersparen, hat sich die deutsche Textilindustrie mit einer erstaunlichen Beweglichkeit auf die Verwendung von in Deutschland gezüchteten oder industriell hergestellten Fasern zur Herstellung von den Stoffen eingestellt, die wir für unsere Lebenshaltung benötigen.

Diese Tatsache wird leider noch von sehr vielen Verbrauchern in ihrer Auswirkung völlig verkannt. Da gibt es noch Hamsterer, die sich über ihren Bedarf eindecken und solche, die zu Einkäufen raten, um die Konjunktur auszunützen. Diese beiden Arten von Menschen arbeiten aber den allerschlimmsten in die Hände, die diese Umstände benötigen und eine allgemeine Beunruhigung der Massen herbeiführen.

Die hauptsächlichsten Stoffe werden hergestellt aus folgenden Fasern, die aus der Natur gewonnene Produkte sind: Die Wolle, die Baumwolle, das Leinen und die Naturseide.

Wolle. Mit allen Mitteln fördert die deutsche Landwirtschaft die Wollzucht. Wir sind in der Lage, aus deutschen Wollen hochwertige Stoffe herzustellen für beste modische Bekleidung, für Teppiche und Dekorationsstoffe.

Leinen. Die Anbaufläche von Flachs hat in Deutschland in großem Umfange zugenommen, so daß wir schon in diesem Jahre über eine sehr ansehnliche Ernte verfügen. Leinen wird vor allem gebraucht für Leib-, Haus- und Tischwäsche. Nachdem wir nun keine Baumwolle mehr haben, können wir diesem Zustand dankbar sein, daß er uns auf unser Leinen verweist. Die deutsche Hausfrau wird nunmehr gezwungen, einen Bestand von reinleinen Stoffen für ihren Hausgebrauch anzulegen. Einen Leinwandbesitz zu besitzen, war in früheren Jahren unserer deutschen Kultur der Stolz einer jeden deutschen Hausfrau und dieser Stolz vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht. In manchen Gauen Deutschlands hat man an dieser guten alten Sitte festgehalten und wird den Segen davon heute verspüren. In den letzten Jahren hat man diese Mode auch für modische Stoffe verwendet. Diese Mode ist entwicklungsfähig, weil sie sehr schön war und es der Industrie gelungen ist, durch technische Vervollkommenung knitterfreie, weiche Stoffe herzustellen.

Seide. Friedrich der Große hat aus nationalwirtschaftlichen Überlegungen seiner Zeit die Seidenraupenzucht in der Mark Brandenburg eingeführt, weil er sein Land von der Einführung der teuren Seidenstoffe unabhängig machen wollte.

Es ist heute ein ähnlicher Zustand eingetreten und die Seidenraupenzucht wird wieder in deutschen Landstrichen gepflegt. Wir führen auch jetzt wieder Seidenkokons ein und sind in der Lage, Seidengespinne herzustellen. Es bedeutet das einen außerordentlichen Vorteil, sowohl in der Zoll- als auch Devisenfrage und in der Arbeitsbeschaffung.

Neben diesen, aus Naturfasern hergestellten Stoffen besitzen wir nun noch Fasern, die auf industriellem Wege hergestellt werden und aus denen unsere Textilindustrie herrliche Stoffe erzeugt. Wie Baumwolle kein Ersatz für Leinen oder Wolle ist, so haben wir die von der Industrie hergestellten Stoffe nicht als irgendwelche Ersatzstoffe anzusehen, sondern sie als vollkommen selbständige neue Erzeugnisse anzusprechen.

Die hauptsächlichsten dieser Industrieerzeugnisse sind die Kunstseide, die Vistrafaser und das Zellophan.

Kunstseide. Um die Jahrhundertwende hat man sich mit der Herstellung von Kunstseide beschäftigt und sie bei uns in Deutschland zu einer großen Vervollkommenung entwickelt.

Bei der Herstellung von Kunstseide sind wir vom Auslande vollkommen unabhängig. Die Kunstseide erfüllt

einen großen Teil der Bedürfnisse, die wir für unsere Damenbekleidung benötigen. Sie bildet einen bedeutenden Faktor in der Damenmode und ist aus dem internationalen Modeschaffen nicht mehr fortzudenken, so daß wir in Deutschland auch in geschmacklich modischen Dingen nicht benachteiligt sind. Die Herstellung der Kunstseidenfasern geschieht auf folgende Weise: Der im Holz enthaltene Zellstoff wird durch chemische Umlegung in eine sirupartige Masse verwandelt; diese wird mittels hydraulischem Druck durch feine Düsen in ein Erhärtungsbad gespritzt, wodurch unendlich lange Fäden entstehen. Die ersten Mängel der Kunstseide, leichte Brennbarkeit und Wasserlöslichkeit, sind durch chemische Verbesserungen seit langem vollständig überwunden.

Vistra. Das Ausgangsprodukt der Vistrafaser ist das gleiche, wie das der Kunstseide, man kann aber Vistra nicht als Kunstseide bezeichnen. Vistra ist ein Gespinnst mit den gleichen Maschinen hergestellt, wie Wolle und Baumwolle. Die bei der Kunstseidenherstellung entstehenden feinsten, unendlich langen Fäden werden durch einen chemischen Vorgang in einen leicht kräuseligen Zustand verlegt mit einer halbmaten Oberfläche. Dieses Ergebnis wird für das Spinnen in geeigneter Faserlänge von 3 bis 10 Zentimeter Länge geschnitten, die den Faserlängen guter Wollqualitäten entsprechen. Die Vistrafaser wird schon seit vielen Jahren mit bestem Erfolg in der Textil-Industrie verwendet. Ihren großen Vorteil hat diese, völlig aus deutschem Rohmaterial hergestellte Spinnfaser, neben dem der Kunstseide durch viele hervorragende Eigenschaften. Die immer gleich bleibende Qualität ist weder von der Ernte, noch von einem Jahrgang abhängig. Die Faser ist von einer vollkommenen Rein-

heit. Die Stärke und Länge der Faser ist die gleiche und von einer außerordentlichen Feinheit; sie hat einen schönen feinen Seidenglanz, wunderbare Weichheit und Schmiegsamkeit. Die Faser ist sehr haltbar, ist in gleichbleibender Preislage zu liefern und ist glänzend und matt herstellbar.

Zellophan. Das Textilzellophan wird als unendlich langes, schmales Bändchen auf physikalischem Wege hergestellt, ähnlich wie die Kunstseide aus pflanzlichem Zellstoff. Diese Zellophanbändchen werden meist als glänzender Effekt in andere Materialien eingewebt. Textilzellophan ist neben diesen neueren Effekten in der Mode schon lange ein beliebtes Material und spielt besonders in der Hut- und Fußbranche eine große Rolle. Die immer wieder beliebten Stichelhaar-Effekte in den Damenmodestoffen werden in reizvoller Art aus feingeschnittenem Zellophan hergestellt.

Die obenangeführten Grundmaterialien sind die maßgebenden für die Herstellung unserer Stoffe; sie werden oft in einem gewissen Mischungsverhältnis zusammen versponnen, um sichtbare und fühlbare Wirkungen zu erzielen. Hier werden uns noch Industrie und Technik mit wunderbaren Erzeugnissen überraschen.

Durch die Versorgung mit Textilstoffen für unsere Lebenshaltung befinden wir uns nicht in einer vorübergehenden Notlage, sondern in einem Zustande der Entwicklung, der sich zu einem bleibenden und für unsere wirtschaftliche Selbständigkeit segensreichen auswirken wird. Wir können unserer Industrie und dem deutschen Erfindergeist volles Vertrauen entgegenbringen.

In einem besonderen Raum werden die besonders gelungenen neuen Stoffe aufgehängt. Hier handelt es sich um Stoffe aus deutscher Wolle.



Beim Weben eines Vistrafestes



Deutsche Stoffe
Die jungen Mädchen heften neue Stoffe auf Modepuppen in der Textil- und Modeschule. — Vordergrund ein neuartiger Mattkunstseidenstoff

Aufnahme: G. Arguslot

Mexikanische Zwerge

Von E. O. Single

Es handelt sich hier nicht um Zwerg, sondern um Hühner, um Hühner mit weißem Krage. Man soll über Briefträger und Hühner nicht mehr schreiben, wird oft gewarnt; es sei da bereits alles gesagt, und die Leute wollten lieber mal wieder etwas von Wilhelm dem Eröberer lesen oder über Baseball. Ich schreibe aber doch noch einmal über Hühner. Ich habe meine guten Gründe, über Hühner zu schreiben...

„Otto“, sagte die Frau von Herrn Gottfried Käsebieber, welcher mein Chef ist (heißt nur von Käsebieber) eines Tages, „Otto“, sagte sie zu mir, „draußen bei euch in Wächtersbach gibt's doch diese riesengroßen Hühner mit weißem Krage, Nummäter, glaube ich, find's, bis zu 240 Eier pro Jahr! Können Sie uns da nicht mal ein paar Bruteier besorgen?“

„Frau Käsebieber“, sagte ich, „Sie meinen Schwäne! Und es sind keine Nummäter, sondern Griechen, griechische Edelchwäne!“

„Es sind Hühner, sage ich!“ schrie Frau Käsebieber, „rumänische Hühner, tausendmal mehr wert als Italiener! Ich werde sämtliche Italiener schlachten. Die Italiener bringen uns noch an den Bettelstab. Uebershaupt, wer hat heute noch italienische Vogeln?“

„Gottfried!“ rief sie Herrn Käsebieber herbei, „du wirst nächsten Sonntag mit Otto nach Wächtersbach fahren und 15 Eier von rumänischen Hühnern holen. Achte aber auf die weißen Krage. Du kannst bis zu zwei Mark geben pro Ei. Bei dieser Krage spielt der Preis keine Rolle.“

Am nächsten Sonntag fuhr ich mit Herrn Käsebieber im Auto nach Wächtersbach, um Eier von rumänischen Hühnern zu kaufen. Mir war zwei Stunden von Haus zu Haus gerufen worden und überall nur gewöhnliches Hühnerzeug gefunden hatten, beschloßen wir, im „Schwarzen Bunde“, welcher meinem Onkel gehört, einen zu nehmen. Es war die richtige Adresse. Mein Onkel kannte sich in Hühnern aus. Er werde die Sache in die Hand nehmen, sagte er und empfahl uns inzwischen seine Hausmarke „Feuerlitze“. Da ich die Füden von Onkel Karls „Feuerlitze“ kenne, warnte ich Herrn Käsebieber und schlug vor, es lieber weiter auf eigene Faust zu versuchen, aber Herr Käsebieber schmur, er wolle ehe an feurigen Litzen verbrennen, als an Kalb ersticken. Er habe seinen Kopf nicht, um ihn in Hühnerhälle zu strecken.

Wir nahmen drei Flaschen von Onkel Karls „Feuerlitze“ und hatten später das Vergnügen, einen Herrn Jeremias Drgel bei uns zu sehen. Ich kannte Herrn Drgel bis dahin nicht, aber Onkel Karl empfahl ihn uns als ersten Sachverständigen für rumänische Hühner. Der Wächtersbacher Geflügelzüchterverein rechnet sich jedenfalls die Mitgliedschaft des Herrn Drgel zur Ehre an; er sei Deutscher und auf dem Balkan wie zu Hause, sagte Onkel Karl, welchem Argument mein hoher Chef sofort erlag und in Form von zwei weiteren Flaschen Hausmarke seinen Willen fundat, mit dem balkanischen Hühnerfachverständigen eine Männerfreundschaft zu schließen.

Herr Drgel, ein Mann gesetzten Alters, seines Zeichens Friseur, entpuppte sich dann tatsächlich nicht nur als Balkan, sondern auch als wirklich hühnerkundig. So konnte er uns die Ursachen der Kapitulation von Senafopol aus dem Hühnermangel in dieser belagerten Festung erklären, weiter pries er aus Gründen, die näher darzulegen er nicht für notwendig zu erachten schien, Katharina von Rußland als die größte und edelste Förderin der Hühnerzucht vor der Geschichte und kam dann schließlich auf unsere eigene Angelegenheit zu sprechen, die er eine blutige Vainaktion nannte, weil es rumänische Hühner mit weißem Krage gar nicht gebe; was wir meinten, seien mexikanische Zwerg, sagte Herr Drgel, eine Sorte, die er im Tausend züchte.

Wir beschloßen, uns Herrn Drgels mexikanische Zwerg anzusehen und erwarteten nach seiner Schilderung eine Hühnerfarm mit doppelautomatischem Eiertransport und stromstromelektrischen Brutstätten. Lassen Sie mich schweigen: Herr Drgel züchtete nicht im Tausend, wenn man höflich sein will: — er experimentierte am Stück. Aber siehe da, was sich in diesem mittelgroßen Schweinehof herumtrieb an Hühnervieh, es waren die Geflügel, Hühner mit richtigen, hohen weißen Krage, wie sie Frau Käsebieber gesehen und zu besitzen gewünscht!

„Sind das mexikanische Zwerg oder nicht?“ sagte Herr Drgel still und rieb sich, von Besipholz überwältigt, die Hände.

„Ja, das war die Frage: Sind es mexikanische Zwerg oder nicht? So wir aber nicht nach Mexikanern ausgeht waren, sondern nach weißen Krage, mußte der Besipholz daraufhin geprüft werden, und hier konnte ich Herrn Käsebieber nur zustimmen: Es sind die Richtigen!“

Run ludten wir aber weiter nicht Hühner, sondern Eier von solchen. Herr Drgel hatte diese Eier, auch fünfzehn, wenn's sein mußte. Er gab sie zwar ungern hin, — Herr Drgel sprach wirklich von „hingeben“ — im Interesse der „acht aber“ —

„Zwei Mark!“ schrie Herr Käsebieber.

„Nicht für je Schale!“ entrüstete sich die Drgel, „Bedenken Sie das — achte mexikanische Goldzwerg!“

Sie einigten sich auf zweifünfzig, wobei ich später den Verdacht nicht so wurde, daß hier ein Mißverständnis vorlag, insofern Herr Drgel den Dugendpreis gemeint hatte, während wir, Brotherr Käsebieber immer nur auf seinem Vimit pro Stück herumritt. „Bei dieser Krage!“ flüsterle er mir ins Ohr und zahlte dem auf allen Flößen zitternden Herrn Jeremias Drgel siebenunddreißigfünftzig in Silber auf die Hand.

Von diesem Augenblick an waren wir Herrn Drgels Freunde. Was sage ich — Freunde? Brüder waren wir von ihm, selbständige, geliebte Brüder! Zu Onkel Karl in den „Schwarzen Bunde“ zurückgekehrt, warf er sofort eine Girlande von neun Kr, drei Flaschen Feuerlitze und sechs Grog von Arrak, drei Flaschen Feuerlitze und Arrak sowie Immun bi konnte mir auch die ganze Girlande weiter nichts anba. Während Herr Käsebieber und der Besitzer der mexikanischen Zwerg sich bedrohlich in den Armen lagen, ich also das Körbchen mit den fünfzehn kostbaren Eiern keine Sekunde aus den Augen.

„Gottfried!“ schluchzte indessen Herr Drgel. „Kommen Sie in gute Hände? Ich frage dich auf deine Ehre: Kann man Sie dir anvertrauen?“

„Ich werde Sie pflegen, gut, o so gut, Freund Drgel —“ weinte Herr Käsebieber und trank seinen Grog ex.

„Ich habe es gewußt —!“ atmete die Drgel tief auf, „du bist eine edle Seele!“

Zur Heimfahrt benötigte ich wegen des Körbchens die Begleitung des Wirtes vom „Schwarzen Bunde“. Man kann schließlich nicht zwei girlandenbekränzte Hühnerzüchter, fünfzehn mexikanische Zwerg und ein altes Steuerrad gleichzeitig hüten, denn, daß wir Herrn Drgel gehatten mußten, sich dieser nächstlichen Heimfahrt anzuschließen, war nach allem Vorausgegangen nur ein Akt der Pietät. „Soll ich nicht einen Blick tun dürfen auf die Stätte, da Sie leben werden?“ hatte er geschluchzt, und es war ihm erlaubt worden, diesen Blick zu tun.

Bei Käsebiebers lag alles in tiefstem Schlummer. Wir stellten unser altes Auto gegen eine Gastlaternen, wo es am nächsten Morgen noch stand, und schlichen uns in Gottfrieds Laden. Das Körbchen verdeckte ich hinter einer fittlichen Reihe von Braumfahlgelb Salami, während Käsebieber, Arm in Arm mit seinem Freund Drgel auf einer alten Sardinienfische sitzend, eine neue Girlande zusammenstellte. Onkel Karls sachmännliche Meinung gab schließlich den Ausschlag: man werde eine „Dreitern-Krone“ erheben, völlig ausreichend für drei Mann und den Kleinen. „Zum Einkaufspreis!“ rief Herr Käsebieber begeistert, und Onkel Karl legte als Anzahlung zehn Pfennige in die Kasse. Während sie ihre „Dreitern-Krone“ tranken und dann noch eine zweite, tat ich ein kleines Nidergehen, und — was soll ich Ihnen sagen — als ich wieder aufwachte, war das Entsetzliche geschehen: sie hatten sich über die Salami bergemacht und dahinter die Eier entdeckt! Es war ein Anblick, um zur Salzsaule zu erröten: da saßen sie, engumfchlungen, die Beine auf die Labentheke gelegt, und tranken die mexikanischen Zwerg aus. „Gebadet sollst du sie erst versuchen, Freund —“ lachte die Drgel, und Onkel Karl, der den Bienenanteil an „Dreitern-Krone-Cognac“ inntas hatte, rief immer wieder: „Wo kann man hier Eier kaufen?“

Lassen wir den grauen Mantel des Schweigens vor



„Eisenreigen“, ein Meisterwerk des gemüthvollen Malers der deutschen Sage, Moritz von Schwind (1804—1878).

dem düsteren Ende dieser Eier-Exkursion niederzugehen. Ich habe eine Lebensstellung bei Käsebiebers, die ich wegen mexikanischer Zwerghühner nicht aufs Spiel setzen konnte. Wenn erwachsene Männer kindisch geworden sind, so müssen Kinder zu Männern werden, und wenn sie mir die mexikanischen Zwerg, für die ich vor Frau Käsebieber geradeaufbehalten hatte, austranken, dann mußte ich für andere Eier sorgen, und Eier haben wir bei Käsebiebers genug, ganze Krage schöner, runder Eier, gestempelte und ungestempelte. Ich nahm ungestempelte, fünfzehn ungestempelte, die den Mexikanern des Herrn Drgel gleichen, wie — na, wie eben ein Ei dem andern.

Und was ist nun erstaunlicher? Daß Herr Käsebieber alles vergessen hatte und am nächsten Tage die Mexikaner vor Frau Käsebieber über den grünen Klee heraus-

frisch, oder daß die Hühnerlein nach 21 Tagen fröhlich aus-troffen und tatsächlich da und dort weiße Hähle hatten? Das heißt, weiße Hähle hatten sie eigentlich nicht, aber Punkte, Punkte bestimmt! Das meint übrigens auch Frau Käsebieber, die, sooft ihr Gatte, die Krage sinnend betrachtete, von siebenunddreißig Mark fünfzig zu sprechen beginnt, jede weitere Auszahlung zu diesem Thema mit den Worten abschneidet: „Bei Hühnern kommt es nicht so sehr auf den Preis für die Eier an, aus denen sie hervortreiben, als vielmehr auf die Eier, die sie selbst später legen!“

Und sehen Sie, das meine ich auch! Weiße Punkte haben sie schon, und Eier — Eier werden sie auch legen, da müßten sie ja keine Hühner sein!

Die silberne Wolke

Von B. Brandeis

Und wenn die Leute die Nase rümpfen weil sie nicht glauben, daß es heute noch Wunder gibt, andererseits Begebenheiten am helllichten Tage, so sollen sie ruhig Tobias Lunt fragen, der ein armer Fischhändler ist und sein Leben lang noch niemandem angelogen hat. Und Tobias Lunt wird mit dem Kopf nicken und seine Stimme wird hell sein und am Ende doch ein wenig zittern, wenn er sagt, „Schon wahr!“ und dabei an seinen Mittag denkt, da er einschleif vor seinem Häuschen während aus einer silbernen Wolke vom Himmel Geld auf die Erde nieder-fiel, wirkliches Geld in Münzen, die dann hell und schillernd aufglimkten im Licht der strahlenden Sonne neben dem armen Fischhändler, gerade als er seine Augen wieder aufschlug.

Dieses Wunder — nicht anders kann man ein solches Ereignis nennen — geschah an einem Tag in der Zeit des Vorfrühlings.

Ueber Tobias Lunt etwas zu sagen heißt von den Kindern erzählen, denn der kleinste Knirps in unserer Stadt weiß schon, daß der arme Fischhändler sein bester Freund ist. Jeden Tag stehen die Kinder in Scharen vor dem Häuschen von Tobias und warten bis sich das Fenster öffnet, ein graubrauner Kopf erscheint und volle Hände mit Zuckerkorn zu ihnen kommen. Dit schon haben die Eltern ihren Kindern unterlagt von Tobias etwas anzunehmen, der um seine letzten Pfennige Nach-werk kauft und dann nicht einmal Geld für ein eigenes warmes Mittagessen übrig hat. Aber die Kinder haben da wenig Einsehen — zehnmal besser schmeckt eine dünne, gefärbte Zuckerrange von Tobias, als eine Tafel teure Schokolade, die sie zu Hause bekommen — und Tobias selbst, hat auf all die ernten Vorhaltungen, die man ihm wegen seiner Unvernunft machen will, nur ein launisches Lächeln, aus dem die volle Glückseligkeit eines Menschen redet, der mit Recht ein Kindermann zu nennen ist.

Und noch etwas muß von Tobias Lunt gesagt sein: Niemand darf ihm etwas schenken. Er flücht Schuhe; vom Ertrag dieser Arbeit lebt er. Und will ihm jemand mehr geben, als verlangt ist, weil er daran denkt, daß Tobias auch seine Kinder beschenkt, so kann der alte Fischhändler sogar groß werden.

Diesen Winter aber war Tobias krank geworden, und damit eigentlich schon hatte diese Geschichte ihren Anfang genommen, die an jenem Vorfrühlingsstag in genannter Weise mit einem Wolken vom Himmel so wunderbar zu ihrem Ende kommen sollte.

Tobias war an diesem Tag schon sehr früh aufgestanden, trotzdem er von seiner Krankheit her immer noch nicht sicher auf den Beinen stand. Aber er mußte wieder einmal anfangen zu arbeiten. Während er hilflos im Bett gelegen war, ohne Geld im Hause, hatten ihn Leute aus der Nachbarschaft betreut und gepflegt, wofür Tobias nun unentgeltlich ihre kaputtten Schuhe wieder in Stand setzen wollte. Niemand durfte Tobias etwas schenken! Wie viele Sorgen diese tolle Hartnäckigkeit von Tobias den Leuten gerade jetzt bereitete, und wie ange-strengt sie fortwährend auf einen Weg saßen, um ihn zu helfen, um jeden Preis! — davon mußte der arme Fischhändler allerdings nichts.

Den ganzen Vormittag über arbeitete Tobias so fünf seine Hände ihm den Dienst taten, schwang hurtig den

Hammer, Klipp — Klapp, zog den Fesfaden rasch und zweifach durch das Leder, daß die alte Schustermaschine in Murren kam und rasselnd aufwärts. Und wenn Tobias sonst Mühsal gehabt hatte mit seinem einzigen treuen Helfer und langsam in gemächlichen Absätzen weiterarbeitete; heute durfte er nicht nachgeben, galt es doch eine Schande auszulösen, der sich Tobias verfallen glaubte, so lange er noch einen Pfennig Schulden abzutragen hatte. Die Leute aber, die draußen vorbeizogen, schüttelten den Kopf, als sie das Hämmern und Klaffen in der Werkstatt hörten, schätzten unwillig den Kopf, weil sie mußten, wie notwendig für arme Fischhändler ein paar Tage Erholung hätte brauchen können.

Inzwischen wurde es Mittag und Tobias stand auf, um eine kurze Rast zu halten. Er schaute auf seine Arbeit und zählte nicht ohne Stolz vier Paar Schuhe, die er wieder vollends in Ordnung gebracht hatte. Er ging zum Fenster und als er sah, daß draußen die Sonne schien, kam ihm der Gedanke, sich ein wenig vor das Haus auf die Bank zu setzen.

Also trat Tobias Lunt aus der Haustüre auf die Straße und war noch keine drei Schritte gegangen, als er in seinem Kopf ein mächtiges Bösen und Zummern verpirte, so gewaltig, daß ihm, wie man so sagt, Hören und Sehen verging darunter und er unsehbar am Boden gelegen wäre, hätte er nicht im letzten Augenblick sich gegen die Hauswand lehnen können. Die Leute aus der Nachbarschaft beobachteten diesen Vorfall wohl, wenn auch Tobias sie nicht sehen konnte, und so kam es, daß in diesem Augenblick die Freunde von Tobias den Entschluß faßten, jetzt gleich oder nie mehr sonst das Fenster zu versuchen, um dem armen Fischhändler zu helfen.

Inzwischen gelang es Tobias die Bank vor dem Hause zu erreichen. Allmählich verschwand und löste sich die beklemmende Wirnis aus seinem Kopfe und jetzt erkannte er, wie sich die Welt verändert hatte, seit er das letzte Mal vor fast vier Wochen aus dem Zimmer gekommen war. Vielleicht war es schon Frühling, wer konnte das genau sagen, auf jeden Fall war der Schnee verschwunden. Und vor allem die Luft war es, die in ihrer betäubenden Süße immer noch den Rest einer verwirrenden Kraft in sich trug. So sehr Tobias sich auch anstrengte, um vollkommen klar sehen zu können, es gelang ihm nicht. Da war die Sonne, die fast senkrecht über ihm stand, nicht ruhig stand, sondern in einem fortwährenden leichten Zittern befangen schien. In gleicher Weise bewegte und unruhig glitten dann ihre Strahlen zur Erde nieder, bebten durch die Luft, sprangen auf der Erde von einem Stein zum anderen, schoben sich an den Häuserwänden entlang, kitzelten sich auf die Bäume, deren Äste noch schwarz und kahl in die Luft griffen.

Dies alles konnte Tobias beobachten. Er spürte, wie warm schon die Sonne ihm im Gesicht lag und hätte sicher noch viel mehr all dieser kleinen und wunderbaren Freunden entdeckt, die jeder Mensch zu dieser Zeit findet, besonders ein Kranke; wenn nicht seine ganze Aufmerksamkeit plötzlich durch eine einzige Wolke am Himmel gefangen genommen worden wäre.

Wirklich, nur eine einzige Wolke stand am Himmel, nicht allzu groß im Osten, nicht ungewöhnlich für andere Leute, aber für Tobias eine tiefe und wunderbare Erinnerung:

Vor beinahe vierzig Jahren war es gewesen, da stürzte Tobias über die Felder. Das erste Jahr war er verheiratet, ein Kind hatte er sich gewünscht, ein Mädchen, und nun, da es soweit war, glaubte der Arzt, die Mutter und auch das Kind nicht mehr retten zu können. Zu jener Stunde war es gewesen, da Tobias zum Himmel aufschaute und eine einzige Wolke sah, glänzend weiß, zu dieser Wolke aufschrie und um ein Wunder flehte. Die Wolke war silber; — und das Wunder geschah!

Und daran dachte Tobias jetzt, an seine Frau, an seine Tochter, die lange gelebt hatten, aber vor Tobias sterben mußten, weil sie ihr Leben nur einem Wunder zu verdanken hatten und dieses Wunder sich einmal auflösen mußte. Dies wußte Tobias ganz genau; deswegen zürnte er nicht dem Schicksal. Aber in dieser Stunde, jetzt auf einmal, was hatte zum zweitenmal in seinem Leben eine silberne Wolke am Himmel zu bedeuten?

Eine einzige kleine Wolke im klaren, strahlenden und unendlich weiten Blau des Himmels kam jedem Menschen zu jeder Zeit silber erscheinen. Aber niemand wird darauf achten, so eifrigartig und fromm wie Tobias, daß mit einemmal der Kopf schwer wurde in der Erinnerung, der anfang zu überlegen, angefangen nachzudenken, worin ein neues Wunder für ihn liegen konnte. Zweifellos, wie damals seine Frau und sein Kind gerettet worden waren, wunderbar gerettet, mußte auch diesmal ein neues Wunder . . .

Und Tobias Lunt, der arme Fischhändler, dem noch die Schwäche von der Krankheit her in den Knochen steckte, der zudem schon wieder Stunden anstrengender Arbeit hinter sich hatte, wurde immer müder im Nachdenken, fühlte die Wärme der Sonne wohl über seinen kraftlosen Körper kommen — und nickte ein.

Ruhig und fest schlief er, vielleicht eine halbe Stunde lang vor dem Häuschen auf der Bank in der Sonne, sah nicht und hörte nicht, wie die Leute aus der Nachbarschaft, die um jeden Preis helfen wollten, leise zu ihm hingingen, sich vor ihm bückten und dann ebenso lautlos wieder davon schlichen.

Aber als Tobias nach dieser halben Stunde seine Augen wieder aufschlug war das Wunder geschah.

Anfangs wußte der arme Fischhändler seinen Augen nicht recht trauen, immer tiefer beugte er sich nieder, um schließlich mit den Händen nach den Münzen zu tasten:

Sie waren echt, ohne Zweifel, sie waren echt! Sah Tobias Tobias seine Augen und blinzelte nach der Sonne und wartete, ob sich etwas ereignen würde.

Nichts geschah, das Geld vor ihm blieb liegen, kein Mensch kümmerte sich darum.

Da bückte sich Tobias Lunt, der arme Fischhändler, dem niemand etwas schenken durfte, bückte sich und las die Münzen auf. Hatte er es doch gewußt, ein Wunder würde sich ereignen, ein Wunder mußte geschah!

Und er freute sich und lächelte andächtig wie ein Kind, während er immer wieder zum Himmel aufschaute um nach jener silbernen Wolke zu suchen aus der das Geld auf die Erde niedergefallen war.

Elektrische Wächter behüten die Autobahn

Die Autobahnen unterscheiden sich bekanntlich von den der Allgemeinheit zur Verfügung stehenden Landstraßen dadurch, daß sie nur von Kraftfahrzeugen befahren werden dürfen, auf deren Erfordernisse und Geschwindigkeiten sie in Bau, Anlage und Einrichtung ausgelegt sind. Außer diesen weithin sichtbaren Merkmalen werden aber noch weitere, wenn auch weniger ins Auge fallende, so aber doch sehr wichtige Einrichtungen im Laufe der Zeit vorzusehen sein, um eine reibungslose Durchführung auch des stärksten Verkehrs zu ermöglichen und bei den zu erwartenden höchsten Geschwindigkeiten eine nicht zu überbietende Sicherheit zu gewährleisten.

Die Sicherheit des Verkehrs auf den Autobahnen soll derjenigen der Reichsbahn nicht nachstehen, wobei jeder einzelne Fahrer natürlich durch sein Verhalten das Seine hierzu beitragen muß. Das Sicherheitsgefühl erfährt bei der Benutzung der sich breit durch das Land ziehenden und von allen Kreuzungen freien Autobahnen noch dadurch eine Erhöhung, daß die Aufmerksamkeit der Wagenlenker durch keine Neblamanten oder sonstige unangenehme Hindernisse abgelenkt wird. Darüber hinaus läßt sich aber durch die bewährten Signalanlagen der modernen Fernmeldelei eine weitere Steigerung der Verkehrssicherheit und eine Beschränkung der notwendigen Aufenthaltszeiten erreichen. Welche Anlagen und Einrichtungen in den Dienst des Autobahnverkehrs gestellt und wie sie ihm dienlich gemacht werden können, soll durch die folgenden Ausführungen gezeigt werden.

Es seien eine Menge in Frage kommender und bereits tausendfach erprobter Geräte und Apparaturen zur Verfügung. Vor allem sei

die Autohilfe

erwähnt, die ja heute schon auf vielen Fernverkehrsstraßen eingebaut und auch bei der Eisenbahn häufig vorhanden ist. Hier befinden sich alle paar Kilometer besondere Fernsprecher, um dem Zug- und Streckenpersonal bei vorkommenden Anlässen die Möglichkeit zur Durchgabe wichtiger Meldungen zu geben. Ebenso verhält es sich bei der Autohilfe, deren in regelmäßigen Abständen aufgestellte Fernsprecher bei eintretenden Pannen und ähnlichen Anlässen die Herbeiführung des Hilfsdienstes ermöglichen. Wenn alle 2 km ein Fernsprecher vorgesehen wird, dann ist er im ungünstigsten Falle in etwa 12 Minuten zu Fuß zu erreichen.

Die Autohilfe besteht aus einem Fernsprecher, dessen in regelmäßigen Abständen aufgestellte Fernsprecher bei eintretenden Pannen und ähnlichen Anlässen die Herbeiführung des Hilfsdienstes ermöglichen. Wenn alle 2 km ein Fernsprecher vorgesehen wird, dann ist er im ungünstigsten Falle in etwa 12 Minuten zu Fuß zu erreichen.

Verkehrszählung mit Lichtstrahlen und photoelektrischen Zellen

Nach weiteren 20 Minuten kann die Hilfe einströmen sein, sofern in Abständen von 40-50 km je eine Hilfsstation zur Verfügung steht, da auf der Autobahn ohne weiteres die entsprechenden Geschwindigkeiten erzielbar sind, deren Durchschneit ja sowieso eine starke Erhöhung erfahren dürfte. Unsere Abbildungen zeigen die Schaltung der einzelnen Sprechstellen und das äußere Gehäuse eines Autohilfe-Fernsprechers.

Wenn ein Notfall eintritt, dann geht der Fahrer zum nächsten Apparat, dessen weiterführende Schaltungen er mit einem (gegen eine entsprechende Untergebühr abgegebenen) Spezialschlüssel öffnet, um die benötigte Hilfeleistung anzufordern. Für den Fall schwerer Verletzungen, die es dem Hilfesuchenden unmöglich machen, den durch eine Inbuitorturmel vorzunehmenden Anruf auszuführen, kann die Sprechstelle auch so eingerichtet werden, daß die Betätigung eines Druckknopfes bereits ein Alarmsignal in der Zentrale auslöst.

Für das Autobahnpersonal können wasserdichte Anschlußstellen vorgesehen werden. Durch transportable Diensttelefone sind die Beamten in der Lage, sich über besondere Leitungen jederzeit mit ihren Betriebsbüros in Verbindung zu setzen.

Wenn an bestimmten Wegstrecken die Notwendigkeit einer Fahrtrahnenbeleuchtung auftritt oder wenn Gefahren- bzw. Hinweislichter des Nachts beleuchtet werden sollen und sich eine ständige Beleuchtung infolge zu geringen Verkehrs nicht lohnt, dann läßt sich durch

Einbau von Kontaktschwellen in die Fahrbahn eine automatische Einschaltung erzielen. Jeder näherkommende Wagen betätigt den Kontakt durch sein eigenes Gewicht. Ein Relais veranlaßt dann nach einer bestimmten Zeit die selbsttätige Ankerbetriebshebung der Anlage. Zur Feststellung der Verkehrsdichte finden derartige Kontaktschwellen gleichfalls mit Vorteil Verwendung, an die man in diesem Fall Zählwerke anschließt. Deren Ergebnis ist dann zu halbieren, da ja sowohl die Vorder- als auch die Hinterräder jeweils Kontakt geben.

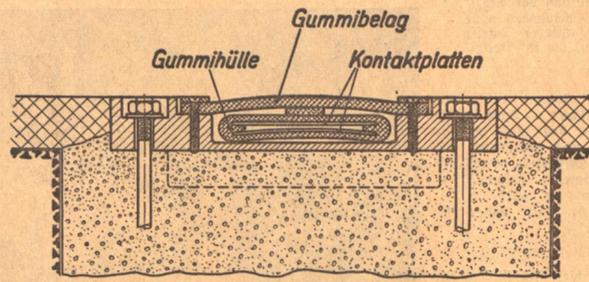
Weiter gibt es eine andere Zählvorrichtung, die mit Photozellen-Relais arbeitet. An der einen Seite der Fahrbahn sind hier zwei kleine Sender für (unsichtbare) Lichtstrahlen aufgestellt, die in etwa drei Meter Entfernung zwei parallele Lichtbündel auf die auf der gegenüberliegenden Seite befindlichen Straßeneinrichtungen werfen. Diese geben mit Zählwerken in Verbindung. So wie die Strahlen gleichzeitig unterbrochen werden, schließt sich der Stromkreis und das vorbeifahrende Auto wird gezählt, denn nur ein solches ist hierzu imstande, hindurchgehende Personen vermag jeweils nur einen Stromkreis zu beeinflussen und somit keine Fallzählungen hervorzuheben.

Sodann ist noch der Fall zu berücksichtigen, daß dem fahrenden Publikum bzw. den Bahnbediensteten oder der Polizei auf der Strecke wichtige Mitteilungen bekannt gegeben werden müssen. Es handelt sich hierbei um das gleiche Problem, das bei den großen Geschäftsbüros und Fabrikbetrieben bekannter Anstalten zur Grunde liegt. Hier soll jedoch eine Herbeiführung erfolgen, die auch aus den schnell fahrenden Autos mit Sicherheit wahrgenommen werden kann. Diesen Anforderungen entsprechen

große Meldebretter,

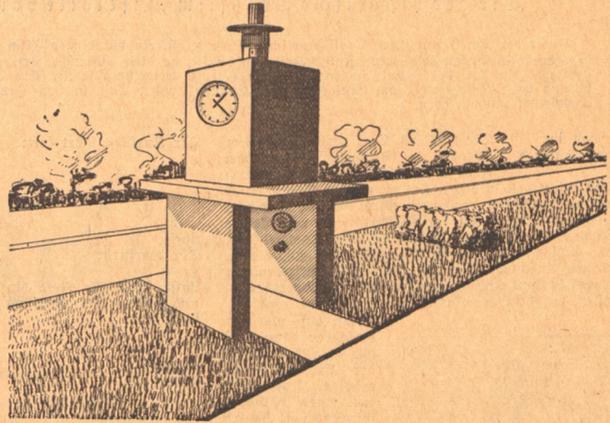
auf denen 80 Zentimeter hohe Buchstaben und Zahlen eine 900 Meter weitreichende Ablesbarkeit gewährleisten.

Durch Anordnung mehrerer derartiger Apparate nebeneinander ist es möglich, beliebige Zahlen und Buchstaben bekanntzugeben. Die Einteilung der gerade gemauerten Zeichen und Zahlen erfolgt von einer entfernten Zentrale aus auf elektrischem Wege. Die Tafeln sind doppelseitig beschriftet und von beiden Seiten umklappbar. Außer verarbeiteten Mittelteilungen für einen beschränkten Personenkreis kann man auf diese Weise auch beliebige



Oben: Bodenschwelle für Verkehrsählungen (Siemens)

Rechts: Sprechstelle der Autohilfe auf der Strecke mit Strene für Luftschuß-Warnung



Das Ende der Maschinen-Giganten? Ein bemerkenswertes Anzeichen aus dem Dampfturbinenbau

In den letzten Jahren war man gewohnt, daß technische Schaffens zum großen Teil nach der Größe der mit einer einzigen Maschine bewältigten Leistung zu bemessen. Der größte Bagger, die größte Turbine, der größte Generator, der größte Dampfkessel — sie waren Trumpf und Spitze der technischen Entwicklung. Der Rekordwagen, der allenthalben herrschte, brachte es mit sich, daß in jedem Jahr eine noch größere, noch leistungsfähigere Maschine als im Vorjahr gebaut wurde. Unter dieser Entwicklung der Dinge hat die Weltreise einen etwas plötzlichen, aber unerbittlichen Strich gezogen. Dem Zustand des rapiden Aufschwunges folgte eine Zeit schwerer Stillstandes.

Nun, da wir am Ende dieser Periode angelangt sind, wirft sich die Frage auf, in welcher Richtung die künftige Entwicklung weiterlaufen wird. Wird man den Boden da, wo er abrisst, wieder aufnehmen? Wird man dem Maschinen-Giganten der Vorkrisenzeit einen noch gewaltigeren Maschinen-Giganten der Nachkriegszeit folgen lassen? Wird die Tendenz zur Steigerung der Einheitsleistung der Maschinen nach wie vor das Feld beherrschen?

Wenn man einmal den Dampfturbinenbau als Beispiel für den allgemeinen Großmaschinenbau zur Klärung dieser Frage heranzieht, so wird man geneigt sein, die gestellten Fragen zu verneinen. Nicht als ob man auf diesem Gebiete nicht imstande wäre, noch größere Leistungen mit einzelnen Maschinen zu bewältigen. Aber die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß Riesemaschinen wirtschaftlich nur dann einen Sinn haben, wenn man sie auch reißlos ausnützen kann. Was aber dazu gehört, um etwa eine Turbine von 165 000 Kilowatt Leistung, wie sie

angefuppelt werden. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat im verflochtenen Jahre allein sechs derartige Austauschmaschinen mit Leistungen von 7000 bis 18 000 Kilowatt aufgestellt oder in Auftrag gegeben. Daneben aber wurden auch zahlreiche kleinere Turbinen (Turbine + Stromerzeuger) sowohl in öffentlichen Werken wie auch in selbständigen Industriekraftwerken durch Ersatz der Turbinen modernisiert.

Daneben aber hat eine weitgehende Spezialisierung im Turbinenbau eingeleitet. Neben der normalen Dampfturbinen-Bauart gibt es sogenannte Getriebeturbinen, das sind Turbinen, die den Stromerzeuger über ein Untertriebsgetriebe antreiben, beispielsweise für ältere Generatoren, die mit 1000 Umdrehungen je Minute laufen, oder für Fabriken, die Maschinen mit niedrigen Drehzahlen anzutreiben haben (zum Beispiel Holzschleifer in Papierfabriken). Weiterhin gibt es Hochdruckturbinen,

die mit Dampf von hoher Spannung (zum Beispiel 100 Atmosphären) arbeiten.

Aber auch in den Einzelheiten, etwa den Werkstoffen, der konstruktiven Durchbildung, in der betrieblichen Gestaltung, der Regelung usw. sind wesentliche Fortschritte erzielt worden. Die Überwachungsgeräte und Schutzvorrichtungen haben Vervollkommnungen zu verzeichnen und die vollautomatische Durchbildung von Not-Turbinen konnte gerade in letzter Zeit einen außerordentlich hohen Stand erreichen.

Man erkennt an diesem Beispiel, daß die rückläufige Bewegung vom schwerfälligen Maschinen-Giganten zur elastischeren, anpassungsfähigeren Maschine mittlerer Leistung nicht im geringsten einen technischen Stillstand bedeutet, sondern daß auch innerhalb dieser Grenzen reichlich Gelegenheit zur Entfaltung technischen Könnens gegeben ist.

Okkultus — der ferngelenkte Maschinenkrieger

William Kintner und seine „Roboter“ — Der „künstliche Mensch“ macht Fortschritte

Beinahe hätte man in diesen Tagen einen Geburtstagsvergessen, obendrein den eines „Verhimmelten“, den die ganze Welt kennt, obzwar er erst zwanzig Jahre geworden ist: der „künstliche Mensch“ des zwanzigsten Jahrhunderts, der Maschinenmensch, wurde von seinem Schöpfer, dem amerikanischen Ingenieur William Kintner, vor zwanzig Jahren zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt.

Der schachspielende Roboter

Man muß hier unterscheiden: Eine alte und wohl nie zu verwechsellende Schachspielmaschine ist die Schaffung des künstlichen Menschen, der gleich uns aus Fleisch und Blut besteht, der Traum der Alchimisten und Magier. Der „Homonculus“ wird immer eine Sagenfigur bleiben. Die andere, bis zu gewissen Graden erfüllbare Schachspielmaschine, die die Schaffung einer menschenähnlichen Maschine, die Geburt des „Maschinenmenschen“. Auch dieser Wunsch ist alt, aber erst unserer Generation blieb es vorbehalten, ihn zu erfüllen.

Eine Art „Maschinenmensch“ hat es auch schon im Mittelalter gegeben. Er war aber stets nichts anderes, als — ein Trüchschelchen. Gantler schenkte menschenähnliche Puppen, die selbständig gehen, tanzen und ein paar Worte sprechen konnten und verblüfften damit unsere Ahnen, die nicht wußten, daß Geistesfreiheit keine Hexerei sein muß. Der größte Trüchschelchen war der schachspielende „Maschinenmensch“. Schachspieler und Charlatane führten hohen Heren immer wieder diesen Maschinenmenschen vor, der Schach spielte, und zwar so gut, daß er immer gewann. In Wirklichkeit hatte der Erbauer des Maschinenmenschen einen Spiegelesellen, der ein ausgezeichneter Schachspieler war und — kunstvoll in dem Apparat verborgen — die Hand des schachspielenden Roboters lenkte. Derartige Schachspiele wiederholten sich immer mehr. Häufig wurde der Gantler entlarvt oder der „tulle Teilhaber“ verriet seinen Auftraggeber. So kam der Maschinenmensch allmählich in Mißkredit.

Erst unsere Zeit hat das alte Problem wieder aufgegriffen. Heute ist der Maschinenmensch kein Schachspieler und keine Utopie mehr. In seinen Grenzen ist er rasch ein Wunderwerk geworden, das auf Magie und Zauberkünste verzichtet und sich nur an die Technik hält.

Der „Stammvater“ der Maschinenmenschen

Es ist jetzt gerade zwanzig Jahre her, daß William Kintner der stauenden Welt den ersten elektrischen Maschinenmenschen vorführte. Kintner ist bei uns in Europa ziemlich unbekannt geblieben, in Amerika kennt ihn jedes Kind und weiß, daß er sozusagen der „Stammvater“ des künstlichen Menschen ist. Der elektrische Maschinenmensch, den man damals so sehr bewunderte, dünkt uns heute schon als eine primitive und überholte Angelegenheit. Er konnte gehen, sprechen und ein paar einfache Arbeiten verrichten. Als ihn Ingenieur Kintner zum ersten Male seinen Besuchern zeigte, wie er zur Türe marschierte, sie öffnete und mit einer höflichen Begrüßung „Guten Tag“ sagte, da blieb ihnen ob des Wunders der Mund offen stehen.

Daß aber hatte man sich auch daran gewöhnt und fünf Jahre später brachte der Erfinder eine neue Sensation.

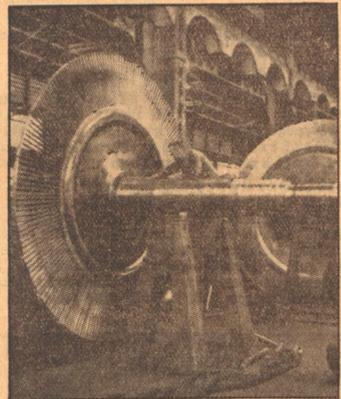
Mister „Televox“ enthüllt ein Denkmal

Das war sozusagen die zweite verbesserte Auflage des Maschinenmenschen: die Familie Televox. Dieser Roboter bewies, daß man fünf Jahre lang fleißig nachgedacht und experimentiert hatte. Mister Televox war viel vollkommener als sein nur fünf Jahre älterer „Ahn“ von der elektrischen Fakultät. Er war der Maschinenmensch, der auf — Pfliffe reagierte. Je nach der gepfiffenen Tonhöhe setzten die Schallwellen ein Mikrophon in Bewegung, das Mister Televox's wichtigster Gehirnbestandteil war. Dieses Mikrophon löste jeweils einen bestimmten elektrischen Schalter aus, der den Roboter in Bewegung setzte. Bei komplizierten Bewegungen, die sich aus mehreren Vorgängen zusammensetzten, mußte man Mr. Televox eben ein ganzes Konzert vorspielen. Aber er war doch schon ein ziemlich tüchtiger und verlässlicher Diener, der sogar einmal in den Vereinigten Staaten selbständig eine Denkmalsentheilung vorgenommen hat. Der Gouverneur brauchte ihn nur in der notwendigen Tonhöhe „anzupfeifen“. Auch als „Aufseher“ in verschiedenen Wasserwerken hat er bereits praktisch und nützlich gearbeitet.

Aber auch mit dem Geschlecht der Televox gab sie William Kintner nicht zufrieden und wiederum wenige Jahre später gebar das erfindungsreiche Hirn dieses genialen Ingenieurs den Mister Telelux. Dieser Roboter reagierte im Gegensatz zu seinem Vorgänger nicht auf Pfliffe, sondern, wie sein Name schon sagt, auf Lichtsignale. Sein Hirn ist eine photoelektrische Zelle und durch diese äußerst präzise Konstruktion kann Mister Telelux noch viel mehr Handlungen und Aufträge vollziehen und seine rot und grün leuchtenden Augen haben etwas Geheimnisvolles an sich. Fast könnte man meinen, es sei doch etwas Menschliches in das tote Metallgehäuse, als sei dort hinter dem Eisenhäkel ein wirliches Gehirn.

„Okkultus“, der Maschinenkrieger

Nun — zwanzig Jahre nach seiner Entfaltung ist schon ein neues Geschlecht der Maschinenmenschen da. „Okkultus“, der Maschinenkrieger. Ein konzentriert Ingenieur William Kintners ist ein anderer amerikanischer Ingenieur namens Whitman. Er ist der Vater dieses Maschinenkriegers. „Okkultus“ ist ein ungeheurer Maschinenmensch. Seine funkelnden Augen sind blende, schmerzende Reflektoren, seine Haut ist unförmige Gummimäntel, die selbst im leuchtenden Augenlicht erstrahlen könnten. Sein Leib besteht aus unverbundenen Stahlpanzerplatten, seine Füße sind unruhig, ähnlich wie bei Tanks. Trotz seiner Schwere und Unförmigkeit kann „Okkultus“ schneller laufen als ein Mensch. Er holt jeden ein. Wer ahnte vor 20 Jahren, als der erste Roboter höflich die Tür öffnete, daß er dem bescheidenen Diener zwei Jahrzehnte später der „Okkultus“ ersehen würde? Wird dieser ferngelenkte Krieger wirklich mal in den Krieg ziehen und Menschen erschlagen? Ein Schöpfer verprügelt sich viel davon.



Die Welle einer Dampfturbine mit einem der zahlreichen Schaufelräder, die nach Fertigstellung auf der Welle aufgezogen werden.

gegenwärtig in Amerika noch gebaut wird, reißlos ausnützen zu können, das erweist man daraus, daß selbst eine Millionenstadt wie Berlin keinen so großen Strombedarf hat, daß eine solche Turbine ununterbrochen laufen könnte.

Die früher bevorzugte „größte Maschine der Welt“ wird daher kleineren und mittleren Einheiten weichen müssen. Denn diese Maschinen bringen eine wesentlich größere Elastizität, ein weitans höheres Anpassungsvermögen an die wechselnden Absatzverhältnisse, mit sich, sie gestalten also die Betriebsweise freizügiger und damit wirtschaftlich wesentlich günstiger.

Dabei ist der Verzicht auf technische Nischenleistungen keineswegs gleichbedeutend mit einem Stillstand der technischen Entwicklung überhaupt. Ja gerade das Gegenteil ist der Fall; denn die Zeit des Stillstandes ist überall zu eingehendem Studium und konstruktiven Verbesserungen benutzt worden, die so beträchtlich sind, daß man heute eine 10 oder 20 Jahre alte Turbine geradezu als veraltet betrachten muß. Das wiederum hat zur Folge, daß in letzter Zeit vorwiegend Austauschmaschinen gebaut werden mußten, das sind moderne, mit allen fortschrittlichen Anordnungen versehene Turbinen, die an Stelle von heute veralteten Turbinen an vorhandene Stromerzeuger

Von Heidelberg nach Versailles

Wie der historische Großfilm „Liselotte von der Pfalz“ entsteht — Ein Blick hinter die Kulissen — Gespräch mit Carl Froelich

Unter der Spielleitung von Carl Froelich entsteht z. B. ein historischer Film „Liselotte von der Pfalz“, der gerade in Baden besonderes Interesse finden dürfte, da diese pfälzische Prinzessin uns besonders nahe steht und ein Teil des Films am kurfürstlichen Hof in Heidelberg spielt. Ein Mitglied unserer Schriftleitung hatte Gelegenheit, auf Einladung der „Europa“ einen Tag in den Froelich-Studios in Berlin-Tempelhof mitzuerleben.

Besuch im Zauberreich Die Ateliers Carl Froelichs liegen draußen in Tempelhof, nahe dem Flughafen. Aber der Propellerlärm erfrischt respektvoll in diesen Hallen, wo der Schritt durch die Kinoscheinwerfer gedämpft wird, wo alle Stimmen sich schweigen, wenn an der Meliertür die rote Lampe aufleuchtet, die „Aufnahme“ verkündet. Nun flammen mit einem Schlag die tausendfachen Lampen auf, die in Batterien ringsum bis an die Decke empor aufmarschieren sind, nun beginnt auch lautlos der seltsame Wagen heranzurollen, auf dem der Kameramann steht und nach Be-



Renate Müller im Kostümbild nach einem Entwurf von Ilse Dehling

lieben auf- und niederfahren kann, um alle Möglichkeiten der Einstellung zu erfassen. Und inmitten eines höllischen Gewirrs von Säulen und Kulissen, von dicken Kabeln und Pappmachewänden entsteht eine kleine Szene am Hofe des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Renate Müller, in einem der zwanzig düstigen Rokofowunder, die Ilse Dehling für die Prinzessin Liselotte entworfen hat, schreitet zierlich durch einen der silberglänzenden Brunnfälle des Schlosses zu Versailles, gravitätisch geleitet von Michael Bohnens Majestät persönlich. Und an den Händen begleiten hunderte von saft leuchtenden Kerzen ihren Weg. Aber nein, es sind ja keine richtigen Kerzen, aber auch

keine herzförmigen elektrischen Birnen sind es, sondern ein seltsames Leuchtgas, das nicht brennt und nicht flackert und nicht summt, sondern lautlos glänzt wie echter Kerzenschimmer. Und während eben noch die Kamera ganz nahe an das fürstliche Paar herangeht und das Mikrophon die letzten lindvollen Freundchaftsworte des Sonnenkönigs aufnimmt — verflüchtigt sich schon die Scheinwerfer und schon rollt eine kleine Wand seitlich heran und wir haben nun das Zimmer der Marquise de Maintenon mit zierlich vergoldetem Sessel und einem Schreibtisch voll Pappen und hundert kleinen Nichtigkeiten, nun wird sogleich Dorothea Wied erscheinen, mit dem durchgeistigsten schönen Antlitz der großen Maitresse — die große Gegenpartnarin des Naturfindes Liselotte. Dier: Rechter Hand erhebt sich die große Freitreppe des Heidelberger Schlosses. Wenige Schritte daneben ist die kurfürstliche Tafel aufgebaut mit matten Sinn und schweren grünen Seffeln. In einer Ecke aber steht, auf zimmerhohe Prospekte gemalt, der ganze Dithenrichsbau und dahinter die Landschaft des Neckar in matten Abendsonnenfarben...

Illusion Es werden nun viele erkannt fragen, ist alles! Warum man nicht wenigstens die Heidelberger Szenen im richtigen Heidelberger Schloss gedreht hat? Aber ach, das Schloss steht ja heute nicht mehr so wie einst die Prinzessin Elisabeth Charlotte es erlebte. Und selbst wenn es noch so erhalten wäre — nie könnte der Film in den echten, den wirklichen Räumen so zauberhaft die Bilder einfangen wie hier im tausendfachen Schein der Jupiterlampen, mit rollenden Kameras, mit Beleuchtungsbrücken und Rembrandt-öfen der gemalten Prospekte. Und selbst die lokalpatriotischen Heidelberger werden verflüchtigt lächeln über den Vorwand, der sich aus dem Schlosshof auf die Freitreppe des archaischen Saales begeben hat, wenn sie unvoreingenommen den Zauber dieser Illusion auf sich wirken lassen. Man wird vergessen, daß die hundert Säle von Versailles in „Wirklichkeit“ in einem einzigen Atelierraum vereinigt waren: das Schloss und Schlosshof von Heidelberg freundschaftlich neben der Taverne von Paris lagen (wo der Herzog von Orleans seine Orgeln feierte) — genau so wie man gerne vergißt, daß dies ja eigentlich Renate Müller ist die Michael Bohnens die Hand reicht und nicht die deutsche Prinzessin Liselotte am Hofe des Sonnenkönigs...

Kleine Szenen Lassen wir einmal den Film aus dem Film selbst in einigen kleinen Drehbuchauschnitten zu uns sprechen:

Zimmer des Kurfürsten

Vor einer alten Wand steht man den Kurfürsten Karl Ludwig, wo er seiner Geliebten, die Degenfeld, einer blassen Blondine, erklärt:

„Ein großer Herr! Hat eine gewaltige Macht! Dieser Ludwig der Vierte, König von Frankreich und Navarra.“

Der Kurfürst und die Degenfeld, welche die Kurfürstin liebevoll ansieht.

„Mir ist es recht, der König von Frankreich, solange er uns hier in Heidelberg in Ruhe läßt!“

Der Kurfürst fährt fort:

Luisa: Der Kurfürst:

Luisa kreuzt die Nase hin und sucht. Der Kurfürst fährt fort:

Luisa: Kurfürst:

Die Degenfeld ist gar nicht romantisch, sie antwortet trocken:

Die Degenfeld geht aus dem Bild.

Thronaal im Palais Royal

Auf dem Thron sitzt, nervös, die Königin. Die Türen springen auf / Musik fortissimo /

Zwischen Ludwig und Monsieur geht Liselotte. Der König fährt sie auf den Thron zu. Der König spürt, daß Liselotte nervös wird, er flüstert ihr zu:

„Keine Furcht, Madame! Die Königin hat mehr Furcht vor Ihnen als Sie vor der Königin!“

Nach: Thronsaal mit der Königin. Der König führt Liselotte heran. Die Königin reicht Liselotte die Hand zum Kuß mit den Worten:

„Musik verklingt leise / Ich freue mich, Madame...“



Dorothea Wied



Entwurf des Architekten Schroedter für den Heidelberger Schlossaal im Film „Liselotte von der Pfalz“



Großer Morgenempfang bei Ludwig XIV.

Aufnahmen: Europa-Film

Die Königin sucht verzweiflungsvoll nach einem neuen Gedanken, dann sagt sie, ein wenig flüsternd:

„Ich hoffe, Sie haben sich auch geteurt...“

Dabei blickt sie ängstlich zum König hin, der ihr zunickt. — Daraufhin wird die Königin mutiger. Ruhiger fährt sie fort:

„Ich bin sicher, Madame, es wird Ihrem Vater schwer gefallen sein, sich von einer so geliebten Tochter zu trennen!“

Aber Liselotte sagt ganz fest und ungeniert:

Papa hatte mich auf dem Hals, war schon bang, ich möchte ein Mäitling werden! Hat mich also fortgeschafft so geschwind er gekonnt hat!“

Totale des Saales: Alles ist entsetzt.

Kurzes Schnittbild: Monsieur fühlt sich blamiert und beißt sich auf die Lippen. Die Königin fast verzweifelt nach ihrer wadeligen Krone. Einem Kammerherrn fällt der Unterkiefer herunter. Eine Hofdame hüpfelt verlegen in ihr Spitzenhütchen.

Groß: Der König sieht Liselotte prüfend an. Dann gleitet ein Lächeln über sein Gesicht. Die Königin sieht, daß der König lacht und beginnt gleichfalls zu lachen. Monsieur beginnt etwas gemäht, gleichfalls zu lachen. Der König, die Königin und Monsieur lachen. Die Hofdamen und Hofherren schauen gespannt auf die hohen Herrschaften und beginnen wie auf Kommando zu lachen. Das Lachen steigert sich. / Musik fällt fortissimo ein /

Architekt, Schauspieler und Regisseur

Am Anfang ist die Idee. Dann kommt das Drehbuch. Zugleich aber schon die Fragen der Bezeichnung der einzelnen Rollen. Und nicht zu vergessen: die technische Vorarbeit des Architekten. Franz Schroedter, Froelichs langjähriger Mitarbeiter, singt ein Liedchen über seine Arbeit. Da geht es, sich über den Gesamtstil des Films einig zu werden, ob Brunnenfilm oder Charakterfilm — man wähle das Letztere; historische Treue, aber unter dem Gesichtspunkt der Gegenwartswirkung, deshalb scharfe Herausarbeitung des Gegenstandes Heidelberg — Versailles. Und die Hände dürfen nicht so gemalt werden wie sie in Wirklichkeit sind und die Zimmer nicht so überfüllt wie sie waren, sondern so, daß sie nachher so zu sein scheinen, wie sie in Wirklichkeit waren, das will gelernt sein. Dafür wieder historische Treue in tausend Kleinigkeiten: wie sah das Wappen aus, das Liselottes Reisekuffchen zierte? Welche Schildpatteinlagen hatten der Schreibstisch, an dem sie ihre berühmten Briefe schrieb? Und wie war das Meißelstich der Maintenon?

Mag das Bild auch wichtig sein, nicht unwichtiger ist gerade in einem historischen Film die Echtheit der Sprache. Und in Heidelberg plaudert man eben ein gemittelt pfälzisch und in Versailles ein quecksilberiges französisch. Und die großen Gassen des Rokoko? Werden wir nicht affig und maniert wirken, fragen die Schauspieler. Werden wir uns auch gut fotografieren, wenn wir so rauch sprechen müssen? Carl Froelich stand diesmal seit langer Zeit wieder einmal vor der Aufgabe, einen Star-Film zu machen. „Mädchen in Uniform“, „Reisende Jugend“, „Ich für Dich“, — lauter Filme mit jungen Menschen, meist mit jungen Schauspielern, ja sogar mit Nichtschauspielern besetzt. Und tief im Herzen drin gehört solchen Filmen seine Liebe. Er hat keine hohe Meinung von dem Film, der in dichterischer Einseitigkeit am Schreibtisch entstanden ist, er liebt die allzu ausgefallenen Drehbücher nicht, er hofft am liebsten auf die Inspiration des Augenblicks. Aus der Szene heraus muß dem Schauspieler gewissermaßen das Wort in den Mund fliegen! Freilich geht das bei einem historischen Film nicht. Und so verwendet er diesmal all seine magische Zauberkräfte darauf, seine Schauspieler zum richtigen Sprechen zu bringen, zu jenem Einklang zwischen Gestik und Sprache, der gerade bei diesem Film so schwer zu erreichen ist. ... aber ich hoffe, es ist mir gelungen“.

Der Weg Wir gehen durch die langen Gänge, eines Films an denen die Rabinen der Stars liegen; helle freundliche Zellenzimmerchen mit Couch und Schminke. Wir gehen weiter an den Requisitenkammern vorbei, wo hunderte von Kostümen und kostbaren Decken und Teppichen liegen und all der kleine Land, der vor ein paar Stunden noch die Atmosphäre von Versailles schaffte. Und wie wir über den Hof gehen, sehen wir, halb abgenutzt schon, die alten Postkutschen der kurfürstlichen Prinzessin und ihrer herzoglich bannüberlicher Tante stehen und die Prachtstücken des königlichen Hofes; kostbar mit Samt und Seide innen ausgefächelt oder mit schwerem, dickem Leder überzogen, jede von ihnen ein kleines Wunderwerk der Stellmacherei. Und erbaut, um ein paar Augenblicke auf der Veranda vor uns zu erscheinen, wenn die Prinzessin Liselotte am Hofe zu Versailles Einzug hält...

Wenn diese Zeilen erscheinen, sind die Atelierarbeiten an „Liselotte von der Pfalz“ schon beendet. Wenn die Sonne so weiter scheint wird Carl Froelich mit Prinzessin Renate noch rasch ein paar Außenaufnahmen in Heidelberg selbst machen. Dann ist der Film fertig. Wir werden in dieser Saison „Liselotte“ wohl nicht mehr sehen. Zum großen Filmtongress in Berlin im Mai will Carl Froelich sein neuestes Werk vielleicht einmal vorführen. Der Start aber in die Theater findet erst Ende August statt. Bis dahin müssen wir uns gedulden.



Badisches Schach

Problem Nr. 11

Folge 12 - 24. März 1935 Durlacher Brief

Walter Kunt, a. St. Heidelberg
Urdruck



Matt in 2 Zügen

Die erste Niederlage Botwinniks

Wiener Partie

gespielt in der 13. Runde des Moskauer Turniers.

Weiß: Kan

Schwarz: Botwinnik

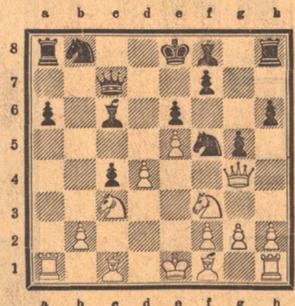
- 1. e2-e4; e7-e5
- 2. e4-e5; e5-e4
- 3. f2-f3; d7-d5
- 4. f4-e5; f6-e4
- 5. e4-f3; e6-e5
- 6. d3-d4; e4-e3
- 7. d2-d3; e3-e2
- 8. d3-d4; a7-a6
- 9. d5-d4; e2-e3
- 10. d3-d4; e3-e2
- 11. d3-d4; e3-e2
- 12. d3-d4; e3-e2
- 13. d3-d4; e3-e2
- 14. f1-f2; d8-d7
- 15. 0-0; e6-e5
- 16. e4-e5; f5-f4
- 17. d2-e2; d7-d6
- 18. f1-f2; g7-g6
- 19. f2-f3; e5-e4
- 20. e3-e4; e4-e3
- 21. d3-d4; d6-d5
- 22. f1-f2; d3-d4
- 23. d2-e2; c7-c6
- 24. e3-e4; d5-d4
- 25. d2-e2; d4-d3
- 26. d3-d4; a6-a5

Anmerkungen.

- 1) Ein guter Zug ist hier e7, auch f4 ist spielbar.
- 2) Ein Anariffszug von zweifelhafter Güte, auf den Schwarz am besten mit e4:e3 antwortet, da Weiß dann zu einem weiteren Damenzug genötigt ist, um seinen Königsläufer freizumachen.
- 3) Ein überreifer Bauernraub, der dem Weißen wichtige Temporen schenkt.
- 4) Besser war sofort 0-0-0, der Springer hätte auf e7 noch wichtige Verteidigungsdienste verrichten können.
- 5) Es drohte d2-d3.
- 6) Ein energischer Schluß. Auf b7 folgt d4:e5 mit Damengewinn, auf d5 folgt d4:e5+. Bei dem ganzen Königsangriff spielten die Türken auf den offenen Linien die entscheidenden Rollen.

Unsere rührigen Durlacher Schachfreunde haben sich diesmal viel für ihr Winterturnier vorgenommen. Sie wollen in der 1. Klasse 32 (!) Partien spielen. Ein tapferes Unternehmen. Die Borrunde haben sie glänzend hinter sich. D. Vollmer führt mit 14 Punkten aus 16 möglichen, mit einem Punkt vor seinem schärfsten Rivalen D. Münch. (In der Rührunde hat Vollmer seinen Vorsprung auf 3 Punkte vergrößert.) Nichtaus folgen mit 12 Punkten J. Münch und W. Ebert, beide könnten bei etwas mehr Aufmerksamkeit besser stehen. In der 2. Klasse, in der die Partien noch mehr an einen Ringkampf als an eine wissenschaftliche Kunst erinnern, wie unser Gewährsmann schreibt, führt Höfler mit 10 Punkten aus 13 Partien. Nachstehend eine kleine Kostprobe aus dem Kampf der beiden Spitzenreiter.

D. Vollmer



D. Münch

Nach wildem Eröffnungskampf kam es nach dem 14. Zug von Weiß zu der obigen Stellung. Anstatt nun mit etwa 14... h5 15. d4:5; 16. g:f; 17. e4: weiter sein Ziel in wilden Verwicklungen zu suchen, wurde Schwarz plötzlich zahm und zog 14... e7? Ein Fehler, wie ihm sein Partner prompt nachwies. 15. d5!, 16. d6, und das Gabelschicksal ist da.

Lösungen.

- Nr. 7 Dreierzer: Kc4, Ta1, a6; Sd5, c6; Bb4, b5, c6; f3; Kc6, f7; Wa2, c7, f4; 1. Kc4-5! 1. Kc5? scheidet an f3!; Kd3 scheidet an e2! Eine verführerische und sehr fein pointierte Aufgabe.
- Nr. 8 Regenauerzer: Kc5, Dg2, Ta1, Kc5, Sc6, f5; Kc5, f4; Kf5, Dd3, Kc5, Sc6, Wa7, d4, e3:6; 1. Ta1-ab1 1. f7 scheidet an e2!, 1. f1 scheidet an e2!
- Wichtige Lösungen: Erich Ernst, Schwarzach 8; G. Kuhmaul, Söllingen 8; P. Epp, Seebach, 7 und 8; Udo Speidel, Malsh, 7 und 8; aus Karlsruhe D. Huthardt, 7 und 8; Hans und Klaus Laeffner, 7 und 8; Dr. Müller 8, Dr. Kern 7.

Was mancher nicht weiß

Das erste Seetabel wurde im Jahre 1851 im Ärmelkanal zwischen Dover und Calais gelegt.

Die Temperatur des Erdinneren wird auf 3000 Grad geschätzt.

Der Regenschirm wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt. Portugiesische Seefahrer brachten ihn aus Indien mit.

Die älteste Orgel befindet sich in der Marienkirche in Lübeck. Sie wurde im Jahre 1504 erbaut.

Holland exportiert jährlich 38 000 Tonnen Blumenzwiebeln.

Der Eichelhäher trägt geraubte Eier unter den Flügeln, ohne die Eier zu zerbrechen.

Bei einem gefunden Menschen macht das Herz täglich etwa 92160 Schläge.

Der Stamm des afrikanischen Affenbrodbaumes wird bis zu neun Meter dick.

Der berühmte spanische Orden vom Goldenen Vlies, der ein goldenes Lammfell darstellt, wurde im Jahre 1429 gestiftet.

Eine Stubenfliege kann in einer Stunde über 60 Eier legen.

Im Kaukasus werden 42 verschiedene Sprachen gesprochen.

Am Morgen ist der Mensch immer etwas größer als am Abend.

Fische, die von wärmeren in kälteres Wasser geleitet werden, fressen hier nur noch ein Drittel der bisherigen Nahrungsmenge.

Der Erfinder des Dampfesels ist der berühmte Mechaniker Heron von Alexandria, der um 215 n. Chr. lebte. Heron hat einen von ihm erfundenen Dampfesel beschrieben.

Die Tulpe stammt aus der Türkei.

Reisrätsel

Spiegelwörter-Rätsel

Spiegelwörter sind Wörter, die von vorn und von hinten gelesen, den gleichen Sinn und Wortlaut haben. Solche Wörter sind nun an die puntierten Stellen zu setzen. Jedes Wort hat so viel Buchstaben als Punkte da sind. Sind die richtigen Wörter gefunden, müssen die äußeren waagrecht und die ersten und letzten Buchstaben der Seitenlinien von vorn und von hinten, von oben nach unten und umgekehrt von unten nach oben, ein und dasselbe Wort ergeben.

- Bezeichnung für beim Händler gekaufte Waren,
- ... Ausruf,
- Ruhezugsbezieher,
- Waldvogel,
- ... Tätigkeitswort,
- ... so viel wie frisch,
- ... Gegenteil von viel,
- ... weiblicher Vorname,
- wie erste waagrecht.

Füllrätsel

- Anrufung Gottes
- Teil des Gesichts
- Weiblicher Vorname
- Fanggerät
- Deutsches Reich

Die Felder dieser Figur sind so auszufüllen, daß Wörter nebeneinander Bedeutung entfalten. Sind die Wörter richtig gefunden, nennen die an Stelle der Kreuze tretenden Buchstaben einen Edelstein.

Denkportalaufgabe

Ein Angler kommt von einer langen Tour mit einem Netz voller Fische nach Hause und prahlt mit seinem Fangglück. Seine Frau hat ihn aber in Verdacht, daß er garnicht Angeln war. Natürlich leugnet er entrüstet. Seine Frau kann ihn aber sofort überführen. Wodurch?

Irrgarten



Die Wege dieses Irrgartens sind so zu durchlaufen, daß jeder Weg nur einmal bestritten wird und nirgends eine Ueberschneidung stattfindet.

Auflösungen

Spiegelwörter: Karfisch, Aital, Cheviot, Salati, Gambinus, Giesant, Zucolca, Kerdan, Nichtaleit, Gräbler, Reichenau, Marich, Neuvande, Partien = Nach octaner Arbeit ist gut tunen.

Denkportalaufgabe: Sie treffen am Start wieder zusammen, wenn der eine 4, der andere 3 Runden zurückgelegt hat. Der erste hat dann 4800 Meter, der andere 3600 Meter zurückgelegt.

Kreuzworträtsel: a) Saat, 4 Frost, 8 Traum, 9 Idee, 10 Wobe, 12 Woll, 14 Ostar, 16 Anis, 19 Rega, 22 Aroja, 24 Umar, 26 Oter, 27 Gerd, 28 Etala, 29 Organ, 30 Iran; - b) 1 Staat, 2 Kreis, 3 Rubin, 5 Bies, 6 Selam, 7 Zeer, 11 Dole, 13 Zale, 15 Rram, 17 Graf, 18 Erter, 20 Gort, 21 Oran, 22 Argo, 23 Soda, 25 Aula.

Rebus: Gute Erinnerungen tragen das Leben.

Lustiges Allerlei

Funkreportage



— der Bürgermeister sprach einige wohlgeählte Worte bei der Grundsteinlegung des —

Aus einem Protokoll

Festgestellt ist, daß dem Kläger ein unbeleuchteter Wagen des Beklagten gegen den Kopf fuhr, der voll Stroh war.

Stat

Müller hat sich beim Doktor untersuchen lassen. Der sagt seinen Befund noch einmal laut zusammen und trägt ihn in sein Buch ein.
Da fragt Müller: „Sind Sie Statistiker, Herr Doktor?“
„Nein, wie so?“
„Weil Sie gesagt haben: Kreuz schwach, Herz überreizt!“

Unveränderlich

„Ist die Liebe deines Mannes in eurer Ehe nicht etwas abgeflaut?“
„Nicht im geringsten! Er liebt sich immer noch genau so wie vor fünf Jahren!“

Wörtlich genommen

Der Filmdramaturg diktiert der Typdame den Titel des neuen Sensationsfilms: „... Woran man mit Leidenschaft hängt.“
Am nächsten Tage erscheint das Plakat.
Und zwar so: „Drei Punkte, woran man mit Leidenschaft hängt.“

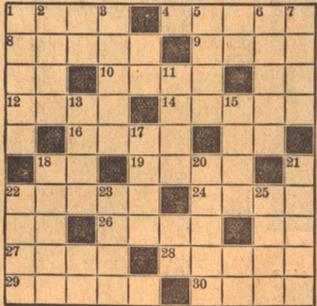
Hund zu verkaufen!

Er frisst alles; besonders liebt er Kinder!

Vor Gericht

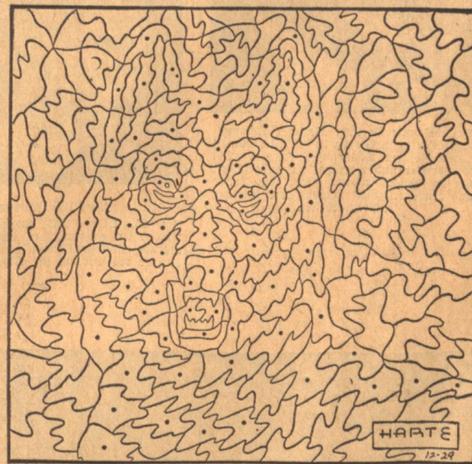
Richter: „Haben Sie schon mal mit dem Gericht zu tun gehabt?“
Beugin (errötend): „Ja, ich war früher mal mit einem Schussmann verlobt!“

Kreuzworträtsel



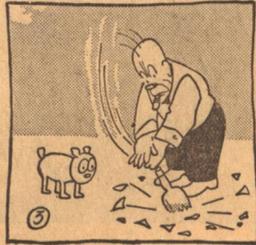
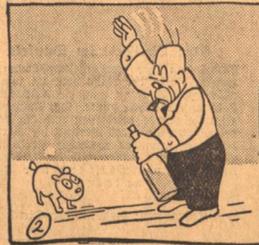
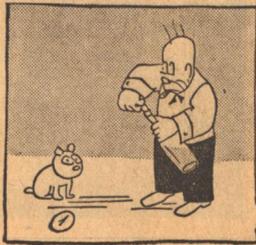
Bedeutung der einzelnen Wörter: a) von links nach rechts: 1 pommerischer Küstenfluß, 4 Stadt in Südpommern, 8 logenhafter leitlicher König, 9 Blasinstrument, 10 befestigter Bau, 12 Rauchfang, 14 roter Farbstoff, 16 europäische Hauptstadt, 19 Stadt am skandinavischen Meer, 22 Behälter, 24 spanischer Staatsmann, 26 deutscher Strom, 27 Richtlinie, 28 Nebenfluß der Rhone, 29 Instrumentenbespannung, 30 landwirtschaftliches Gerät;

b) von oben nach unten: 1 pommerisches Gefäß, 2 Liebesgott, 3 französischer Opernkomponist, 5 ehemalige deutsche Kolonie in Afrika, 6 Untertun, 7 Qual, 11 Fluß in Südpommern, 13 kleiner Splitter, 15 König von Israel, 17 Gefäß aus dem Alten Testament, 18 Stadt in Oberitalien, 20 Milchprodukt, 21 geschnittener Stein, 22 Brennstoff, 23 Vogelwohnung, 25 Bodenbehebung.



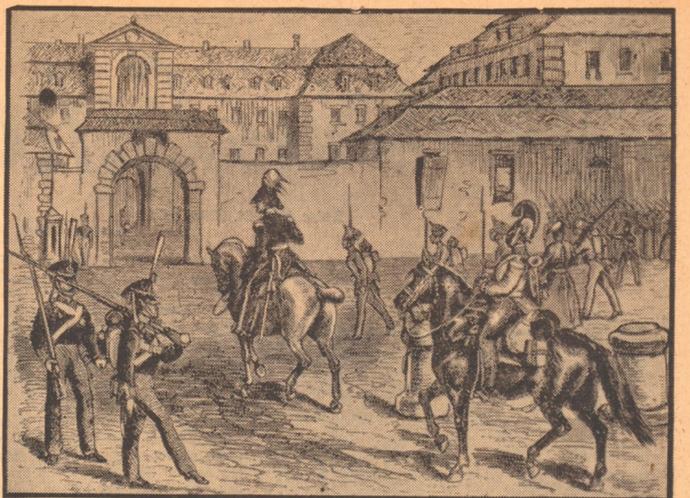
Ein lieber Begleiter verbirgt sich in unserem heutigen Anischwärtzspiel

Adamson
ist
zu kräftig





Links:
Auftakt zur Berliner Olympiade 1936
 Der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels veranfaltete in den Festräumen seines Ministeriums für das diplomatische Korps und die Vertreter der ausländischen Presse einen Empfang, der den eigentlichen deutschen Auftakt zu den Olympischen Spielen des nächsten Jahres bildete. Das Bild zeigt sitzend (von links): Reichsminister Dr. Goebbels, Reichsernährungsminister Darré, den japanischen Botschafter in Berlin Graf Matsudaira, Reichsarbeitsminister Selbte und den italienischen Botschafter in Berlin Cerruti.

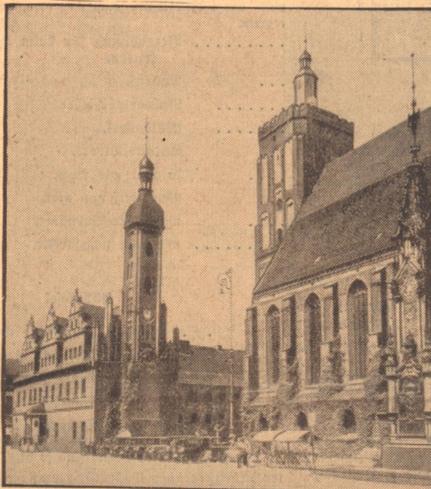


Rechts:
 Ein Bild aus alter Zeit
 Rekruten-Ausbildung in einem preussischen Kaiserhof zu Anfang des 19. Jahrhunderts. (Nach einer zeitgenössischen Zeichnung)

Bilder der WOCHE



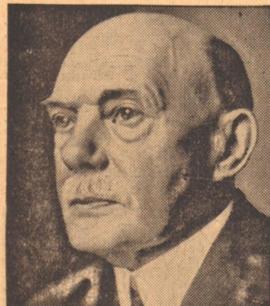
100 Meter Stijprung
 Der Norweger Ulland, der bei der Einweihung der Sprung-Anlage in dem italienischen Winterort Ponte di Legno den Rekordsprung von 103,5 Meter erzielte.



700 Jahre Stadt Guben
 Die Kaufstadt Guben, deren Marktplatz mit dem alten Rathaus und der Stadtkirche hier gezeigt wird, kann in diesem Jahre ihr 700jähriges Jubiläum begehen. Im Jahre 1235 erhielt sie durch Markgraf Heinrich den Erlauchten von Meißen Stadtrecht.



„Kraft durch Freude“ in Lissabon
 Bayerische Volksgenossen vor den Rekrutenübungen am Teronimo-Kloster in Lissabon — ein Bild von der Seefahrt der R.G.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, die mit drei Ozeandampfern nach Madagaskar durchgeführt wird um zunächst Portugals Hauptstadt, Lissabon, anzufliegen.



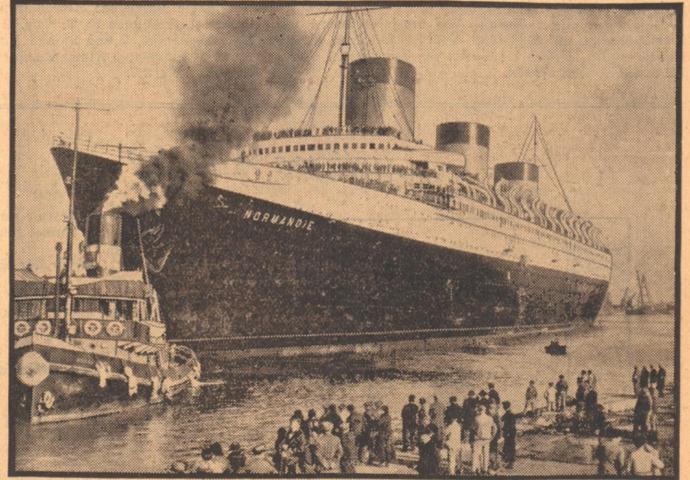
Der bekannte Berliner Verleger Kommerzienrat Richard Dönges ist im Alter von 81 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Als Buchbruder und Folienmeister ausgebildet, hat er sich aus eigener Kraft zum Verleger und Inhaber zweier bedeutender Verlage emporgearbeitet.



Vor 100 Jahren
 Am 25. März 1836 wurde Adolf Baumbach geboren, der spätere hervorragende Nationalökonom und Mitbegründer des Vereins für Sozialpolitik.



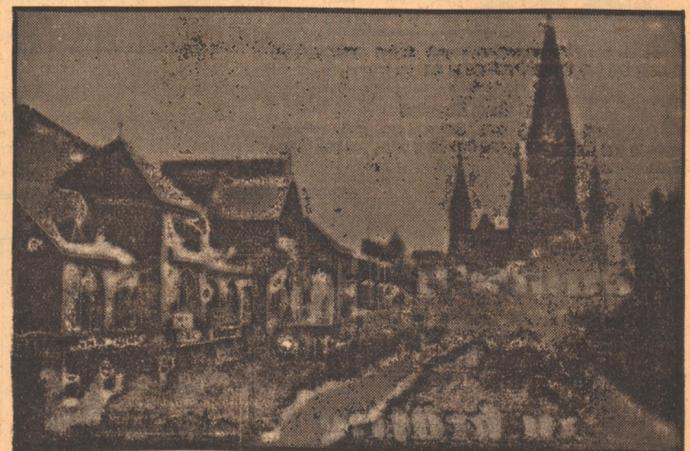
Johann Karl August Musäus, der Schöpfer der berühmten „Volksmärchen der Deutschen“, in denen er Märchen- und Sagenstoffe anmutig und geistreich behandelte, wurde am 29. März vor 200 Jahren geboren.



Die erste Fahrt des größten Schiffes der Welt
 Der französische Passagierdampfer „Normandie“, der mit 73 000 Tonnen das größte bisher erbaute Schiff ist, wurde jetzt ins Trockendock von St. Nazaire überführt, wo der Quantreele seine letzte Ausbesserung erhalten wird.



Eine Weltstadt im Dunkeln
 Bilder von der Verdunkelungsübung in Berlin, die in der Nacht vom 19. zum 20. März zwei Stunden lang die Reichshauptstadt in Dunkelheit hüllte. Die Aufnahmen zeigen eine der belebtesten und am besten beleuchteten Gegenden Berlins, die Hardenbergstraße zwischen Bahnhof Zoologischer Garten und Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, vor und während der Verdunkelung.



Aufnahmen: Fotodor-Bilder-Dienst